

Baltische Monatsschrift.

RAAMATUKOGU

Herausgegeben

von

E. von der Brüngen

unter Mitwirkung von Bibliothekar **G. Berkholz** in Riga,
Oberlehrer **H. Diederichs** in Mitau, Professor **E. Laspeyres** in
Dorpat, Oberlehrer **Fr. Bienemann** in Reval.

19. Band.

Neue Folge. — Erster Band.

Juli und August 1870.

Inhalt: Der Anjalabund in Finnland, 1788	Seite 309.
Ueber das Verhältniss von Natur- und Geisteswissenschaft	„ 355.
Die drei grossen Siege preussisch-deutscher Staatskunst.	„ 384.

RIGA, 1870.

Verlag von H. Brutzer & Co.

Preis pro Jahrgang 4 Rbl. 50 Kop.
Per Post: Postgebühren 45 Kop., Verpackungskosten 5 Kop. = 5 Rbl.
In Deutschland 5 Thaler.

Literarischer Bericht

pro Juli-August 1870.

Mitgetheilt von der Buchhandlung **H. Brutzer & Co.** in **Riga**, durch welche alle hier verzeichneten Schriften zu beziehen sind:

I. Encyclopädie. Literaturgeschichte.

- Niemeyer, Ed., Lessing's Minna von Barnhelm. Histor.-krit. Einleitung nebst fortlaufendem Commentar. [Dresden, Höckner.] 68.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge, hrsg. von Virchow und v. Holtzendorff. [Berlin, Lüderitz.] à Heft — 5.
95. Heft: v. Holtzendorff, England's Presse. — 27.
Shakespear-Museum. Zeitschrift für Geschichte und Pflüge des Shakespear-Studiums. 1. Bd. in 6 Nrn. [Leipzig, Shakespear-Verlag.] 1. 35.
Sauppe, H., Goethiana. 4^o. [Göttingen, Dieterich.] — 36.
Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Hrsg. von Goedeke u. Tittmann. [Leipzig, Brockhaus.] 4. Bnd. Hans Sachs Dichtungen I. à Bnd. 1. 35; geb. 1. 80.

II. Philosophie.

- Flammarton, C., Gott in der Natur. Deutsche Ausgabe von E. Prinzessin Schönaich-Carolath. [Leipzig, Weber.] 3. 38.
Schwegler, A., Geschichte der Philosophie im Unriss. 7. Aufl. [Stuttgart, Conrad.] 1. 62.
Biedermann, G., die Wissenschaft des Geistes. 3. Aufl. [Prag, Tempsky.] 4. 5.
— Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. [Ebend.] — 54.

III. Rechts- und Staatswissenschaft. Nationalökonomie.

- Maurus, H., die moderne Besteuerung und die Besteuerungsreform vom Standpunkte des gemeinen Rechts. [Heidelberg, C. Winter.] 2. 70.
Die Frage von der Todesstrafe. Versuch einer histor. Darstellung der verschiedenen Auffassungen. [Bremen, Müller.] — 72.
Schroeder, R., Rechtskarte von Deutschland, darstellend die auf dem Gebiete des Privatrechtes herrschenden Rechtssysteme im J. 1870. Nebst Erläuterungen. 4. [Gotha, J. Perthes.] — 36.
Fürst, J., das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthum. Ein Beitrag zur Entscheidung der Frage über Aufhebung der Todesstrafe. [Heidelberg, Basermann] — 45.
v. Schulte, J. F., Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. 2. Aufl. [Stuttgart, Nitzschke.] 4. 50.
Todesurtheil und Hinrichtung. Criminalist. Feuilletons. [Krems, Löhmer] — 90.
Netzel, H., Rückblick auf die Verhandlungen des norddeutschen Reichstages über Aufhebung der Todesstrafe. [Berlin, Mooser.] — 23.
v. Lutz, J., allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch. Mit den Erkenntnissen des kgl. Handelsappellationsgerichtes etc. versehen von Ch. Schmidt. [Würzburg, Stahel.] 1. 8.

IV. Naturwissenschaft. Astronomie.

- Kummer, P., das Leben der Pflanze. Auf dem Grunde der gegenwärt. Wissenschaft populär dargestellt. [Zerbst, Luppe.] — 54.
Wagner, H., illustrierte deutsche Flora. 1. Hälfte. [Stuttgart, Thienemann.] 3. 38.
Rühlmann, R., die barometrischen Höhenmessungen und ihre Bedeutung für die Physik der Atmosphäre. Mit 6 Taf. [Leipzig, Barth.] 1. 80.
v. Kobell, T., Tafeln zur Bestimmung der Mineralien etc. 9. Aufl. [München, Lindauer.] — 81.
Spiller, Ph., die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte. 1. Liefg. [Berlin, C. Heymann.] — 45.
Cornelius, C. S., über die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage, ob unserem Sonnensystem etc. ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muss. [Halle, Schmidt.] 1. 80.
Reichenbach, O., die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen. [Berlin, Lüderitz.] — 68.
Bähr, J. K., über die Einwirkung der Reibungs-Elektricität auf das Pendel. [Dresden, Türk.] — 68.

Der Anjalabund in Finnland, 1788.

Der Uebergang von den mittelalterlich-ständischen Verfassungen zu dem modernen Staatsrecht ist oft vermittelt worden durch die absolute Monarchie. So auch in Schweden, wo Gustaf III., der Meister in der Kunst der Staatsstreiche, mit dem Vorsatze den Thron besteigt, seinem Lande das Loos zu ersparen, welches Polen getroffen. Gustaf's auswärtige Politik, seine „rettenden Thaten“ innerhalb Schwedens bezwecken die Emancipation des Königthums vom Adelsregiment, Schwedens vom Einfluss übermächtiger Nachbarn. Man muss zugeben, dass er dabei systematisch verfuhr.

Nach dem Tode Karl's XII. war Schweden eine Adelsrepublik. Nicht nur keinen politischen Einfluss hatten die Scheinkönige Schwedens: selbst ihre Dienerschaft konnten sie ohne Mitwirkung des Adels nicht wechseln. Ein Stempel mit der eingegrabenen Unterschrift des Königs Friedrich Adolph gab dem Geheimen Ausschuss die Befugniß, die wichtigsten Dinge ohne das Staatsoberhaupt in seinem Namen zu vollziehen.

Gleich den polnischen Reichstagen boten die schwedischen Gelegenheiten zur Bestechung. An der Schwelle des Saales, wo der Adel seine Zusammenkünfte hielt, sind offenkundig Stimmen gekauft und verkauft worden. Regelmässig wurden beträchtliche Summen aus Frankreich, aus Russland bezogen. Dem Meistbietenden fiel der entscheidende Einfluss zu. Als der Bürgermeister von Siptuna, welcher eine Besoldung von 300 Thalern jährlich hatte, starb, hinterliess er ein Vermögen von über 1 Million Thalern.

Als Kronprinz schon hatte Gustaf Gelegenheit diese Misstände zu beobachten. Als er während des Krieges in Pommern es erlebte, dass viele adelige Offiziere, auf ihre Adelsrechte pochend, allen strengen Verboten des Königs zum Trotz nach Schweden reisten, um dort dem Reichstage beizuwohnen und in Stockholm mit ihrem Ungehorsam zu prahlen, wallte er auf. Er bemerkte später, dass

er seitdem Diejenigen tief verachten gelernt habe, welche ihren eigenen Interessen die Macht und die Ehre des Staates zu opfern bereit seien.

Die Schicksale des Königs Stanislaus Poniatowsky schienen ihm ernste Lehren für Schweden zu enthalten. Er sagte wohl, dass Schweden unfehlbar von demselben Loose betroffen werden würde, wenn man nicht zeitig vorbeuge. Friedrich der Grosse schalt in Briefen an seinen Neffen den Leichtsin, die Unbeständigkeit, die Käuflichkeit der schwedischen Grossen. Für einige tausend Thaler, sagte Friedrich's Schwester, Gustaf's Mutter, seien sie stets bereit das Vaterland zu verkaufen.

Daher ging die Absicht Gustaf's dahin, gleich nach seiner Thronbesteigung die Leitung der auswärtigen Politik in seine Hand zu bekommen. Durch den Staatsstreich von 1772 ward er gleichsam sein eigener Minister des Auswärtigen. Die folgenden Jahre brachten neue Reformen, welche auf eine Steigerung der Königsgewalt abzielten. Der Adel grollte und lauerte auf eine Gelegenheit, die Staatsumwälzung von 1772 ungeschehen zu machen. Auch in den anderen Ständen herrschte Unzufriedenheit. In einzelnen Provinzen tauchten separatistische Gelüste auf. Vornehmlich in Finnland.

Es gab in Finnland eine russischgesinnte Partei, welcher die schwedische Regierung nachspürte. Bald nach dem Friedensschlusse von Åbo, welcher den Kymmeneffluss als Grenze zwischen Schweden und Russland bestimmte, sind in dem schwedischen Finnland einige Personen verhaftet worden; die Anklage gegen sie lautete, dass sie den russischen Grossfürsten Peter zum König von Finnland hätten ausrufen wollen. Einer der Angeklagten, Wijkman, wurde am 7. September 1751 enthauptet; seine Frau blieb sechs Monate in Haft. Noch andere Verhaftungen wurden vorgenommen; die Untersuchungen wurden mit grosser Heimlichkeit betrieben und führten später zu dem Ergebniss, dass der russische Gesandte Simolin seine Hand im Spiele gehabt habe; die schwedische Regierung bestand darauf, dass er abreise. Er bekleidete später die Gesandtschaftsposten in Paris und London.

Die Modethorheit der geheimen Gesellschaften mit harmlosen und nicht harmlosen Zwecken hatte auch in Finnland Eingang gefunden. Man schrieb dem dort verbreiteten Freimaurerwesen politische Bedeutung zu. Den Mittelpunkt desselben bildete die Loge „La constance“. Der Bruder des Königs Gustaf, Herzog Karl von Südermannland, war der Gönner des Ordens. Grössere Bedeutung

hatte der Orden „Walhalla“, der in weitverzweigtem Netze das ganze Land bedeckte. Die ganze Provinz war in Ordensbezirke mit besonderen Vorstehern getheilt. Die Mitglieder waren meist adelige Militärs, berauscht von der französischen Aufklärungsliteratur, in dem naiven Irrthum befangen, als liessen sich die Ergebnisse dieser modernen Aufklärung sehr wohl vereinen mit Adelsvorrechten und anderen mittelalterlichen Institutionen. Als Stifter des Ordens ist der Baron Jöran Magnus Sprengtporten genannt worden, welcher jahrelang in Finnland bedeutenden Einfluss übte und schliesslich in russischen Diensten stehend für die Annexion Finnlands an Russland thätig war. Andere behaupteten, der Stifter des Ordens sei der Major von Jägerhorn gewesen, welcher im Jahre 1788 im Auftrage der Conföderation von Anjala nach Petersburg reiste, um dort persönlich mit der Kaiserin zu verhandeln. Sprengtporten, meinte man, sei nicht einmal Mitglied, sondern nur ein geheimer Gönner des Ordens gewesen. Gewiss ist, dass einerseits Sprengtporten als das Haupt der separatistischen Partei in Finnland bezeichnet werden konnte, dass andererseits viele einflussreiche Mitglieder dieser Partei gleichzeitig dem Walhalla-Orden angehörten, darunter die Offiziere Jägerhorn, Klick, Glansenstjerna, Tendefeldt, Ramsö, Essen, Ladau u. a.

Was es mit den Declamationen von Freiheit und allgemeiner Wohlfahrt in diesem Orden auf sich hatte, ist daraus zu ersehen, dass nur Edelleute darin aufgenommen wurden, und ferner aus der Verfassung, welche Sprengtporten für die finnische Republik entworfen hatte. Nur der Adel, nicht aber die Geistlichkeit oder der Bürgerstand, sollte Antheil an der Regierung haben. Die Bauern sollten in vollständiger Abhängigkeit verbleiben. Das Amt eines Oberfeldherren in dem neu zu gründenden Staate hatte Sprengtporten sich vorbehalten ¹⁾.

Jöran Magnus Sprengtporten, der Stiefbruder jenes Sprengtporten, welcher bei dem Staatsstreich von 1772 zu Gunsten des Königs eifrig thätig gewesen war und im Jahre 1774 seinen Abschied genommen hatte, befand sich zur Zeit des Staatsstreichs in Finnland, mit militärischen, insbesondere topographischen Studien beschäftigt.

¹⁾ Ueber diese Umtriebe und Entwürfe in Finnland s. die Werke von Rein, *Kriget i Finland åren 1788, 1789 och 1790*. *Bidrag till Kåmedom of Finlands Natur och Folk utgifna af Finska Vetenskaps-Societäten*. Tredje heftet. Helsingfors 1860, und Maunu Malmanen, *Anjalaförbundet, bidrag till dess historia*. Stockholm, 1848.

Er übte Einfluss auf die Besetzung der meisten Stellen in der Armee. Als er sich im Jahre 1776 in Stockholm befand, hatte er fast täglich Verkehr mit dem russischen Gesandten. Der König wollte ihn deshalb entfernen und ertheilte ihm den Auftrag, die französischen Festungen zu besichtigen, um später bei der Befestigung Finnlands mitwirken zu können. Sprengtporten sollte, dem Wunsche des Königs gemäss, über Russland reisen, um seine Anwesenheit auf dem in Stockholm versammelten Reichstage zu verhindern. Sprengtporten hatte gewünscht, aus Finnland, wo er sich befand, nach Schweden zu gehen und von da aus nach Frankreich zu reisen. Der König hatte Bedenken, dem Einflusse des ränkevollen Edelmannes auf dem Reichstage Raum zu geben. So erschien denn Sprengtporten im russischen Finnland, wo er in den Städten Frederikshamm und Wiborg glänzend empfangen wurde. Man veranstaltete ihm zu Ehren Bälle, Maskeraden, Festessen. In Petersburg wurden ihm ebenfalls mancherlei Aufmerksamkeiten erwiesen. In Paris, wo er mit Franklin zusammentraf, entwarf er den Plan, an dem amerikanischen Freiheitskampfe Theil zu nehmen. Geldverlegenheit vereitelte denselben. Mehrmals bezahlte der König Gustaf die Schulden Sprengtportens. Als aber der König einmal die Zahlung verweigerte, trat Sprengtporten grollend aus dem Staatsdienste und erschien 1780 in Stockholm.

Damals gingen Gerüchte von einer bevorstehenden Trennung Finnlands von Schweden. Man erzählte, Gustaf selbst sei geneigt, diese Provinz an Katharina abzutreten, unter der Bedingung, dass ihm Norwegen und ein Theil des Sundzolles zufalle. Einem andern Gerüchte zufolge gedachte die Königinmutter Louise Ulrike ihren Lieblingssohn, den Herzog von Ostgothland, Friedrich Adolf auf den Thron eines selbständigen Herzogthums Finnland zu erheben. In den Jahren 1783 und 1784 war Gustaf in Italien und Frankreich. Am 6. Januar 1784 war Sprengtporten beim Herzog Karl von Südermannland und bot ihm die Krone Finnlands an. Seitdem hörte er nicht auf, für die Selbständigkeit Finnland's zu wirken. Stets war er von jungen Männern umgeben, die ihm für die Verwirklichung seiner Pläne ihren Arm zu leihen bereit waren.

Es ist auffallend, dass der König nicht gegen Sprengtporten einschritt. Statt ihn verhaften zu lassen, begnügte sich Gustaf damit, ihn ausser Landes zu schicken, indem er ihm einen Posten in holländischen Diensten verschaffte. Im Haag soll Sprengtporten im Verkehr mit dem dort weilenden russischen Gesandten für die Unabhängigkeit Finnlands gewirkt haben. Im Jahre 1786 war er

wieder in Stockholm, wo er auf dem Reichstage eine vorsichtige und gemässigte Haltung beobachtete und persönlich mit dem Könige verkehrte. In einer ihm bewilligten Audienz bat er um Gnaden und Stellen: der König ermahnte ihn, fürderhin von allen verrätherischen Anschlägen abzustehen. Man versichert, dass Sprengtporten, welcher sah, dass dem Könige seine Anschläge nicht unbekannt waren, jetzt erst recht entschlossen war, für die Unabhängigkeit Finnlands zu wirken. Aus den Papieren eines Zeitgenossen ergibt sich, dass Sprengtporten wenige Stunden nach der Audienz beim Könige eine Zusammenkunft mit dem russischen Gesandten in Stockholm, Morkow, hatte, wo dann die Entwürfe, welche bereits im Haag thätig betrieben worden waren, des Weiteren verabredet worden sein sollen. Wenige Tage darauf befand sich Sprengtporten in Finnland, wo er seinen Parteigenossen den Entwurf zu einer Verfassung vorlegte. Er sicherte seinen Anhängern die Hülfe Russlands zu, welches 20 Schiffe, 2000 Kosaken und 2000 Mann Fussvolk zur Unterstützung der finnischen Patrioten senden werde. ¹⁾ Hierauf verliess er Finnland und erschien in St. Petersburg, wo er alsbald von der Kaiserin mit Gnadengeschenken und Ehrenstellen überschüttet wurde. Es erregte Aufsehen, dass der Neuangekommene innerhalb zweier Wochen den Rang eines Obristen im russischen Kriegsdienst, das Amt eines Kammerherrn erhielt, nach einigen Tagen schon Generalmajor ward, 600 Bauern und 3000 Rubel zum Geschenk bekam und ausser seinem Gehalt noch eine Pension von 2000 Rubeln genoss. ²⁾ Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass Sprengtporten nur um seiner Entwürfe in Betreff Finnlands willen in russische Dienste trat. Um so auffallender ist es, dass König Gustaf damals ausdrücklich diesen Uebergang genehmigte, dass der schwedische Gesandte in St. Petersburg dem Baron Sprengtporten zum Eintritt in russische Dienste Glück wünschte. Die Agitationen wurden doch wohl sehr heimlich betrieben.

Der Secretär Sprengtportens, Barfod, vergleicht ihn mit einem reissenden Strome, der alles ihm in den Weg Kommende in seinen Fluthen begräbt, gleichsam wie dazu geschaffen, Throne umzustürzen, Staatsordnungen zu vernichten. In Rom wäre er, sagt Barfod, ein zweiter Marius geworden; in Schweden ward er ein zweiter Patkul. ³⁾

¹⁾ s. Rein, a. a. O., 35--48.

²⁾ Herrmann, Geschichte des russischen Staats. Ergänzungsband. Gotha, 1866. S. 643.

³⁾ Malmanen, S. 38.

Mittlerweile war die separatistische Partei in Finnland nicht unthätig. Man verbreitete im Geiste der Aufklärungsliteratur verfasste Flugschriften, in denen die bekannte Vertragstheorie entwickelt wurde. Man hetzte die Finnen gegen den König und gegen Schweden überhaupt: der Geheime Ausschuss verhindere geflissentlich alles Gedeihen Finnlands; der König habe bei dem grossartigen Bau seines Schlosses Haga gesagt, wenn es ihm an Menschen zur Arbeit fehle, werde er Finnen dazu nehmen; niemals werde Finnland zur Blüthe gelangen, da es stets den Schauplatz der Kriege zwischen Schweden und Russland abgeben müsse; die ungeheure Last der Befestigungsarbeiten, Servituten, Frohnden und Steuern, welche Schweden den Finnen auferlege, sei unerträglich. ¹⁾

Bei alledem gesteht einer der Anhänger der Selbständigkeitspartei, nur eine Minorität in Finnland sei für eine Trennung von Schweden gewesen: er selbst aber rechne es sich zur Ehre an, zu dieser Partei gehört zu haben. Er bemerkt dazu, dass der Gedanke an ein selbständiges Finnland zuerst von Russland aus verbreitet worden sei, dass die Agitationen sehr im Geheimen betrieben wurden.

Der König suchte denselben auf die Spur zu kommen. Einer seiner Secretäre, Johann Albert Ehrenström erhielt den Auftrag, Sprengtporten zu beobachten und dem Könige Bericht zu erstatten, auch sollte er die Stimmungen in Russland, namentlich aber des Adels in Liv- und Estland auskundschaften. Man sagt, Ehrenström sei nach Russland gekommen, habe dort das Vertrauen Sprengtporten's gewonnen, sei dessen Secretär geworden und habe sich dann mit dessen geheimen Papieren nach Schweden zurückbegeben. Später ward er Geheimschreiber des Königs; die dem Könige feindliche Adelpartei war ihm abgeneigt, denn man schrieb ihm einen Antheil an dem Entschlusse Gustaf's zu, im Jahre 1788 Russland anzugreifen.

Es ist wahrscheinlich, dass die Nachrichten von revolutionären Umtrieben den König zum Kriege drängten. Zu Anfang des Jahres 1788 ging das Gerücht, die Erhebung Finnlands werde im Mai erfolgen. ²⁾ Mit einem raschen entscheidenden Schlage wollte der König der Insurrection zuvorkommen, der Einmischung Russlands in die Angelegenheiten Schwedens ein Ziel setzen.

In Finnland herrschte übrigens grosse Meinungsverschiedenheit. Die Agitatoren selbst erzählen, dass das Volk, die Masse durchaus

¹⁾ s. das Memoire des Majors Klick bei Malmanen S. 37. wo eine lange Reihe von Klagen aufgeführt wird.

²⁾ Rein 51—52. Malmanen 53.

stumpf und gleichgültig geblieben sei, dass die Kaufleute und Industriellen schon um ihrer Geschäftsverbindungen mit Schweden willen gegen eine Abtrennung vom Mutterlande protestirt hätten. Viele vom Hofe und der Hofpartei Abhängige, Conservativgesinnte, welche an keine Verbesserung des Schicksals Finnlands glaubten, Furchtsame, welche alle Gefahren einer Umwälzung scheuten, die Geistlichen, welche gegen eine republikanische Verfassung stimmten, die Bauern endlich, welche von einer Aristokratie und Oligarchie in einer Republik noch mehr Unterdrückung zu erwarten hatten, als in einer Monarchie, selbst die Soldaten, auf welche die adeligen Offiziere im Sinne ihrer Entwürfe zu wirken suchten — alle diese waren gegen einen Aufstand. ¹⁾

Was man aber auch in Finnland gegen Gustaf III. im Schilde führen mochte — die Einen eine Beschränkung der Königsgewalt, die Anderen eine Lostrennung von Schweden — man konnte bei solchen Unternehmungen auf die Unterstützung Russlands rechnen. Es war das Bündniss zwischen einer Macht ersten Ranges und einer mächtigen und weitverzweigten Insurrectionspartei, welches Gustaf III., indem er der Kaiserin den Fehdehandschuh hinwarf, zu zerreißen hoffte. Ein Sieg über Russland war zugleich ein Triumph der Monarchie über den Adel, der Staatseinheit über den Separatismus.

Die ungeheure Gefahr, in welche das Bündniss jener dem Könige feindlichen Elemente Gustaf III. stürzte, ist der Gegenstand der folgenden Darstellung.

Dem Staatsrecht des Jahres 1772 zufolge durfte der König ohne Genehmigung der Stände keinen Angriffskrieg führen. Man weiss, mit welchen Mitteln Gustaf sich den Schein zu geben strebte, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg. ²⁾ Die Bemühungen des Königs waren vergeblich. In Finnland und in Schweden wusste man es so gut wie in Russland und ganz Europa, dass Gustaf der angreifende Theil war. Somit war der Krieg eine Verletzung des schwedischen Staatsrechts. Nach den damals herrschenden Begriffen konnten die Offiziere und Soldaten für ihre Mitwirkung an einem solchen ungesetzlichen Kriege verantwortlich gemacht werden. Dasselbe Heer, welches zu dem Staatsstreich von 1772 seinen Arm geliehen

¹⁾ Malmanen 58.

²⁾ s. meine Abhandlung „Schweden und Russland 1788“ in der historischen Zeitschrift 1869 4. Heft.

hatte, konnte jetzt für die Gesetzlichkeit gegen den König in die Schranken treten. Die schwedischen und finnischen Militärs waren in einer seltsamen Lage: sie wünschten weder einen Sieg Gustaf's, weil ein solcher die Königsgewalt steigerte, den Einfluss des Adels schwächte, noch wünschten sie einen Sieg Katharina's, weil die Kaiserin in einem solchen Falle die Entschädigung für die Kriegskosten in Finnland zu suchen hatte. Sie wollten zunächst Frieden.

Sogleich bei Eröffnung des Feldzuges zeigten die Truppen Widersetzlichkeit. Die Garnison der Festung Sweaborg erklärte, sie sei nicht gesonnen, an einem Angriffskriege Theil zu nehmen. Als die Truppen die Grenze überschreiten sollten, baten viele Offiziere um ihren Abschied.¹⁾ Anfangs gab es wenig Verkehr zwischen den schwedischen und finnischen Truppen; in dem Maasse als sich während des Feldzuges Gelegenheit zu einem gesteigerten Verkehr zwischen den oppositionellen Elementen in diesen beiden Truppentheilen bot, stieg die Unzufriedenheit.²⁾ Der Mangel an militärischen Erfolgen, die schlechte Verpflegung, das geringe Feldherrntalent des Königs liessen eine Verschwörung zur Reife kommen, welche den König leicht um Thron und Freiheit hätte bringen können.

Waren die Soldaten beim Beginn loyal, so wankte ihre Treue immer mehr, je furchtbareren Entbehrungen sie ausgesetzt waren. Gleich in der ersten Zeit des Feldzuges fehlte es an Lebensmitteln, das Lazarethwesen war schlecht organisirt, die Kranken waren in leinenen Zelten untergebracht.³⁾ Das Schuhwerk der Soldaten war so mangelhaft, dass Viele barfuss gingen. Die Offiziere erhielten ihre Besoldung nicht, die Soldaten fütterte man mit verfaulten Fischen. Unsere Soldaten, wenn sie hungrig sind, schrieb Stedingk an den König, sind mehr Landstreicher als Soldaten, mehr Russen als Schweden.⁴⁾ Es ist unerhört, schrieb der Generallieutenant Piper an den Grafen Armfeldt, ein grosses Heer zusammenzubringen ohne für die Verpflegung desselben gesorgt zu haben. Ein Artillerieoffizier schrieb nach Stockholm, es fehle an Brod, die Uniformen der Soldaten seien zerlumpt, viele Soldaten hätten gar keine Kopfbekleidung,

¹⁾ Bei dem Abmarsch einer Truppenabtheilung zur Grenze sagte die Frau des Hauptverschwörers Hästesko zu einem Offizier, dass die Truppen die Grenze nie überschreiten würden.

²⁾ s. Klick's Memoire bei Malmanen 73 und die Mémoires d'un officier suédois, Handschrift in der Kais. Bibl. zu St. Petersburg.

³⁾ s. Herrmann in Raumer's Taschenbuch 1857 S. 454.

⁴⁾ Ebend. 422. Stedingk, Mémoires I. 108.

ein völliger Geldmangel herrsche bei Soldaten und Offizieren. Wenn nicht bald geholfen werde, schrieb Graf Meyerfeldt, einer der Befehlshaber, an den König, sei auf keine Mannszucht zu rechnen.¹⁾

Ein solcher Zustand lieferte günstigen Boden für eine revolutionäre Propaganda. Die Offiziere, welche die Opposition vertraten, hörten nicht auf, die Soldaten zu hetzen. Von Hästesko erzählte man, dass er Gelder, die für die Soldaten bestimmt waren, zurückbehielt, um die Erbitterung gegen den König zu steigern.²⁾ Ist ein solches Gerücht auch nicht gut verbürgt, so besteht doch kein Zweifel, dass er besonders eifrig die revolutionäre Propaganda betrieb. Es gingen Schriften von Hand zu Hand, in welchen die Soldaten vor einer Theilnahme am Kriege gewarnt wurden. Zwei Fähnriche wurden später zum Tode verurtheilt, weil sie die Soldaten zum Rückzuge verleitet hatten.²⁾

Das wichtigste Ziel der militärischen Operationen der Schweden beim Einfall in das russische Finnland war die Einnahme der Festung Frederikshamm. Im Juni erfolgte die Besetzung mehrerer Dörfer in der Umgegend dieses Ortes, aber erst Ende Juli war man endlich so weit, zu dem eigentlichen Angriff auf die Festung übergehen zu können. Die Langsamkeit dieser Operationen gab den Gegnern des Königs Zeit und Gelegenheit, für ihre Zwecke zu arbeiten. Geflissentlich wurden u. A. falsche Gerüchte von dem Herannahen beträchtlicher russischer Truppenabtheilungen ausgesprengt. Bald sollten 20,000, bald 30,000 Russen zur Verstärkung der in der Nähe von Frederikshamm unter dem Oberbefehl des Grafen Mussin-Puschkin aufgestellten russischen Truppen unterwegs sein. Die moralische Haltung der Schweden sollte mit welchen Mitteln immer erschüttert werden.

Die bei dem Dorfe Husula postirten schwedischen Regimenter waren dem Könige am gefährlichsten. Hier gab es viele Anhänger Sprengtportens, hier befehligte der alte Graf Karl Gustaf Armfeldt, der in ganz Finnland viel Achtung und Einfluss besass und der besonders eifrig gegen den Krieg wirkte.

Als der König in Husula eintraf, stellten die Offiziere ihm vor, dass bei dem Mangel an Kriegsvorräthen keinerlei Erfolg zu hoffen sei; sie riethen dem Könige, sich persönlich von der dem Kriege abgeneigten Stimmung der Soldaten zu überzeugen. Gleichzeitig

¹⁾ Malmanen 81—87. Rein 61—73.

²⁾ Malmanen 99. Rein 76.

gingen die Offiziere unter den Soldaten umher, traten in deren Zelte und suchten sie zu überreden, jede weitere Theilnahme an dem Kriege zu verweigern und sofortige Rückkehr in das schwedische Finnland zu verlangen. Es wurden Drohungen gegen den König laut. Man hörte wohl die Aeusserung: ein König, der seine Unterthanen einem gewissen Tode entgegenführe, wie Ochsen zur Schlachtbank, sei nicht werth zu herrschen. Wiederum ward das Märchen aufgetischt, dass der russische General Michelson mit einem Heere im Anzuge sei. ¹⁾

Der König entschloss sich in der That, zu den Soldaten zu reden. Am 1. August (21. Juli) erschien er mitten unter ihnen und fragte sie, ob sie ihm weiter zu folgen bereit seien. Sie erklärten, dass sie ihr Leben für ihn zu opfern bereit seien und schwuren ihn nicht verrathen zu wollen ²⁾ Hierauf beschloss der König, zu dem Angriff auf die Festung überzugehen und befahl dem Obersten Hästesko, die nöthigen Maassregeln zu treffen. Dieser stellte dem Könige die Schwierigkeit des Unternehmens vor, welches nur unnütze Opfer fordern werde. Auch andere Offiziere erklärten nicht fechten zu wollen. Hästesko bemerkte, der Augenblick sei entscheidend, ein solcher Schritt könne dem Könige die Krone rauben. Noch einmal beriefen sich die Offiziere auf die Bestimmung, dass Angriffskriege ohne Einwilligung der Stände ungesetzlich seien. ³⁾

Spätere Schriftsteller behaupten, die Festung sei in der That bei der Unzulänglichkeit der Mittel Gustaf's uneinnehmbar gewesen. Andere versichern, dass dieselbe, wenn nur im schwedischen Lager Einigkeit geherrscht hätte, dem ersten energischen Angriff würde haben weichen müssen. Noch andere tadeln den König, dass derselbe sich bei so unbedeutenden Festungen wie Nyflott und Frederikshamm aufgehalten habe: er hätte sie umgehen und gerade auf St. Petersburg losgehen sollen.

Am anderen Tage, den 22. Juli (2. August) und vornehmlich am 23. Juli (3. August) erfolgte dann der Angriff. Gustaf wollte die Festung gleichzeitig von allen Seiten überfallen. Von der See-seite kam die Galeerenflotte mit 6000 Mann Landungstruppen. Sie

¹⁾ Rein 77 und 78. Ein Veteran, der im preussischen Heere gedient hatte, wunderte sich, dass man die Soldaten nach ihrer Meinung fragte, in Preussen hätten die Soldaten nur zu gehorchen, nicht ihre Meinung zu sagen.

²⁾ Die Angabe Passalt's, dass ein Regiment die Waffen hingelegt und zu kämpfen sich geweigert habe, welche auch in anderen Büchern, z. B. bei Schlosser wiederholt wird, hält Rein für unbegründet.

³⁾ S. Rein, Herrmann u. A.

hatte mit einem Sturm zu kämpfen, die Truppen wurden bei der Landung von den Russen empfangen. Der Mangel an Geschützen grösseren Kalibers machte sich bei der Beschiessung der Stadt fühlbar. Die Opposition des adeligen Offiziercorps that das Uebrige und der Angriff musste aufgegeben werden. Der König befahl dem Befehlshaber der Landungstruppen, General Siegroth, sich schleunigst wieder einzuschiffen, so dass am Abend des 24. Juli (4. August) die Truppen schon wieder an Bord gingen und absegelten.

In der Nacht wurde Kriegsath gehalten. Einige Anhänger des Königs wollten darauf bestehen, dass die Belagerung fortgesetzt werde, indem sie behaupteten, dass die Stadt sich schon nach wenigen Stunden ergeben müsse. Der dem König befreundete jüngere Armfeldt versicherte, er wisse durch Kundschafter, dass es in der Stadt an Munition fehle, dass der Commandant der Festung zu deren Uebergabe ermächtigt sei, falls ihm freier Abzug nach Wiborg zugestanden werde, dass das Gerücht von einer Annäherung Michelson's alles Grundes entbehre. Der Kriegsath, welcher bereits für den Rückzug entschieden hatte, schwankte. Man beschloss, noch einmal vorzugehen und Armfeldt eilte schon die nöthigen Dispositionen zu treffen, als er einen Zettel vom Könige mit dem Befehl zum Rückzuge an die Grenze erhielt. Ohne den Befehl zum Rückzuge abzuwarten war der ältere Armfeldt mit seinen Truppen bereits westwärts gegangen.

Noch am 25. Juli (5. Aug.) wollte Gustaf mit den Resten des Heeres, die ihm zur Verfügung blieben,¹⁾ eine Anstrengung machen, gegen Milmenstrand vorrücken, den General Michelson angreifen. Er gab es auf und zog selbst zur Grenze. Der Feldzug war beendet. „Das Glück der Kaiserin macht alle meine Bemühungen zu nichte“, schrieb er an Stedingk.

Die Vorgänge bei der Festung Nyflott, deren Belagerung dem Brigadier Hastfehr übertragen war, stehen im engsten Zusammenhange mit diesen Ereignissen bei Frederikshamm; sie zeugen von grosser Planmässigkeit in der Militärrevolte. Auch hier ward das Gerücht von der Annäherung russischer Truppen verbreitet; eine gedrückte Stimmung herrschte im Lager. Graf Stedingk, der Freund des Königs, schrieb diesem am 24. Juli (4. Aug.), die Truppen hielten sich für geopfert, trete der Feind entschiedener auf, so sei zu erwarten, dass die Soldaten auseinanderliefen.²⁾

¹⁾ Ségur III. 155, 387, 388. Rein 72.

²⁾ Stedingk I. 111—113.

Bald darnach trafen in dem schwedischen Lager bei Nyflott Emissäre aus dem Centrum der Agitation ein und veranlassten den Rückzug der Truppen.

Mittlerweile hatten, sogleich nachdem die Belagerung von Frederikshamm aufgegeben worden war, gegen 100 Offiziere ihren Abschied gefordert. Unter ihnen war auch der ältere Graf Armfeldt, der nur so lange im Amte bleiben sollte, als bis er durch einen anderen ersetzt wäre. Alle diese Offiziere schickten sich an, in ihre Heimat abzureisen.

Der König war in einer verzweifelten Lage. Er bemerkte gegen seine Umgebung, er habe schon lange von einer gegen ihn gerichteten Verschwörung gewusst, aber seinen Freunden nichts mitgeteilt, um ihnen die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges nicht zu rauben. 1) Die Aufforderung, rasch Frieden zu schliessen wies der König als einen „Selbstmord“ zurück. 2) Vielmehr beschäftigte er sich mit Entwürfen zur Fortsetzung des Feldzuges. 3)

Der Graf K. G. Armfeldt war mit seinen Truppen nach dem Dorfe Likaln und von da nach Anjala gezogen. In diesen beiden Dörfern wurde die Opposition gegen den König organisirt. Hier entstand die Conföderation von Anjala, die sich durch nichts von jenen Conföderationen in Polen unterscheidet, die zu den Theilungen führten. Hier ward zuerst der Gedanke ausgesprochen, man müsse sich an die Kaiserin Katharina wenden.

In den ersten Tagen des August fanden die entscheidenden Beratungen statt. Der Major Jägerhorn soll der erste gewesen sein, welcher eine Adresse an die Kaiserin zu entwerfen vorschlug. Der Oberst Hästesko, Major Klingspor und Lieutenant Otter unterstützten den Vorschlag, Armfeldt war dagegen. Die Anderen überredeten ihn dazu, seine Einwilligung zu geben, indem sie ihm vorstellten, dass nur durch eine Adresse an die Kaiserin der König Gelegenheit erhalte die Friedensunterhandlungen zu eröffnen, was er so sehr wünsche, dass aber ausserdem die schwere Verantwortlichkeit wegen des ungesetzlichen Krieges sie zu einem solchen Schritte nöthigen müsse. 4)

1) Handschrift in der Kais. Bibl. zu St. Petersburg. Mémoires d'un officier suédois etc.

2) Rein 86.

3) Handschrift.

4) Armfeldt hat sich später entschuldigt, seine „sotte crédulité“ habe ihn veranlasst, seine Einwilligung zu dem Briefe zu geben. Auch habe er Briefe

Am 8. August erhielt Armfeldt seine Entlassung und wurde durch den Grafen Meyerfeldt ersetzt. An demselben Tage fand eine Besprechung der Conföderirten in Armfeldt's Zelte statt. Ausser den Obengenannten waren Major Klick, Pehr Ehnehjelm und Baron Gustaf Kothen zugegen. Wiederum ward geltend gemacht, der König wünsche den Frieden, man müsse ihm Gelegenheit geben, darüber zu unterhandeln. Jägerhorn's bereit gehaltener Entwurf einer Adresse an die Kaiserin ward verlesen, aber verworfen. In der folgenden Nacht einigte man sich dahin, einen von Major Klick verfassten Adressentwurf anzunehmen. Die genannten sieben Offiziere unterschrieben.¹⁾ Der Inhalt war in Kurzem folgender:

Die Schweden haben den Krieg begonnen ohne die Bedeutung desselben zu würdigen. Erst vor den Mauern Frederikshamms sei ihnen klar geworden, dass damit ein Grundgesetz verletzt werde. Ausser seinen militärischen Pflichten habe Jeder die Pflicht, die Gesetze des Landes zu schirmen. Daher erklären die Unterzeichner der Kaiserin, dass Finnland in Frieden mit Russland zu leben wünsche, während nur einige unruhige Köpfe den Krieg unter dem Vorwande herbeigeführt hätten, er sei durch die Vertheidigung des Landes geboten. Die Berufung eines Reichstages sei unerlässlich. Ferner wurde der Kaiserin der Vorschlag gemacht, den Theil Finnlands, welcher dem Frieden von 1743 zufolge russisch geworden war, wieder herauszugeben, wogegen das Versprechen gegeben wurde, dass Finnland stets ein treuer Freund und Bundesgenosse Russlands sein werde. Von der Antwort der Kaiserin, hiess es zum Schlusse, hänge Krieg oder Frieden ab.²⁾

bekommen, in denen er vor der schweren Verantwortlichkeit wegen des Krieges gewarnt wurde. Rein 86.

¹⁾ Die schwankende Haltung, welche Armfeldt behauptete, wird dadurch gekennzeichnet, dass er seinem Schwiegersohn, Major Klick, abrieth das Actenstück zu unterzeichnen, worauf indessen Jener erwiderte, wo die Andern Patriotismus zeigten, werde er nicht zurückbleiben.

²⁾ Die Adresse war in französischer Sprache verfasst. Wir benutzen schwedische und russische Uebersetzungen. Ob das französische Original je gedruckt wurde, ist uns unbekannt. Rein zweifelt daran, bemerkt aber, dass aus demselben zu ersehen sein müsste, ob die Conföderirten die Berufung eines allgemeinen schwedischen, oder eines finnischen Reichstages wollten. In einer schwedischen Uebersetzung ist von „rikets“, in einer andern von „nationens“ Ständen die Rede. Aus der Antwort der Kaiserin geht hervor, dass sie die Berufung eines finnischen Reichstages meinte, die Urkunde der Conföderirten mit den Forderungen an den König spricht von einem allgemeinen Reichstage.

Somit hatten sieben Offiziere, welche nur einem Theile des finnischen Heeres angehörten, es unternommen, im Namen des ganzen Volkes zu der Kaiserin zu reden, über Krieg und Frieden und die Abtretung einer vor Jahrzehnten von Russland erworbenen Provinz zu unterhandeln. Man muthete der Kaiserin zu, diese Provinz ohne Krieg, ohne Zwang, gegen das blosse Versprechen eines künftigen Bündnisses herauszugeben.

Jägerhorn sollte mit der Adresse nach St. Petersburg reisen. Ein Bauer hatte aus der Festung Frederikshamm einen Brief eines russischen Offiziers an den schwedischen Major Dähn gebracht, so weit waren schon alle Bande der Disciplin und des militärischen Anstandes gelöst. Jägerhorn benutzte die Rückkehr dieses Boten ins russische Lager, um dem Commandanten von Frederikshamm, Lewaschow, seine bevorstehende Ankunft anzuzeigen. Noch einmal, in der Nacht, erschien derselbe Bauer mit einem Schreiben aus Frederikshamm im schwedischen Lager. Vielleicht riethen die Russen, keine Zeit zu verlieren.

Vor Sonnenaufgang ritten Klingspor und Jägerhorn aus, wie um das Lager zu besichtigen. Sie entfernten sich aus dem Lager und man vernahm bald darauf zwei Pistolenschüsse. Ein schwedischer Offizier Knorring, welcher vermuthete, dass die beiden Offiziere mit einer russischen Patrouille handgemein geworden seien, schickte eine Abtheilung Soldaten zu Fuss und zu Pferde zu ihrem Beistande aus. Nach zwei Stunden kehrten letztere zurück: sie hatten Niemand angetroffen. Bald darauf sprengte Klingspor mit der Nachricht ins Lager, der Major Jägerhorn sei von herumstreifenden Russen gefangen genommen worden.

Drei Tage später, am 12 August, unterrichtete Graf Armfeldt den König von dem an die Kaiserin gerichteten Schreiben, welches er damit motivirte, dass man auf diesem Wege habe in Erfahrung bringen wollen, ob etwa von Unterhandlungen ein günstiger Ausgang zu hoffen sei. Dem Briefe Armfeldt's war die von etwa hundert Offizieren unterzeichnete Urkunde beigefügt, welche das Programm der Conföderirten enthielt. Man verlangte darin von dem Könige: 1) Friedensschluss mit Russland, 2) die Berufung des Reichstages, 3) die genaue Feststellung der Regierungsform durch den Reichstag, 4) sofortigen Abschluss eines Waffenstillstandes, 5) Rückkehr der Truppen auf schwedisches Gebiet, 6) die Erklärung, dass der König die gesetzlichen Forderungen erfüllen werde. Man wolle, hiess es, keine Revolution, sondern Gesetzlichkeit, Herstellung alter Rechte u. s. w.

Gleichzeitig veröffentlichten die Conföderirten eine Declaration an ihre Vaterlandsgenossen: der Krieg sei ungesetzlich, Jeder müsse zur Rettung des Vaterlandes bereit sein, das bei dem Mangel an Kriegsvorräthen, bei dem Uebergewicht der russischen Flotte über die schwedische, bei der Unzufriedenheit des Heeres leicht eine Beute des Feindes werden könne. Von der Erkenntniss dieser Sachlage und reiner Vaterlandsliebe geleitet hätten einige Offiziere sich an Katharina mit dem Vorschlage gewandt, die Friedensunterhandlungen zu eröffnen.

Ein ferneres an das ganze Heer gerichtetes Manifest stellte folgende Forderungen einer Aenderung der Verfassung auf: 1) zu den Reichstagen sollen Deputirte des Heeres eingeladen werden; 2) das Steuermaass soll wie früher von dem Kammercollegium und dem Reichscomptoir bestimmt, das Finanzministerium, das nur zu einer geheimen Finanzwirthschaft geführt habe, abgeschafft werden; 3) die Reichsschuld wird durch die Bankeinlagen fundirt, unter Garantie des Reichstages; 4) die Einnahmen des Königs sollen geregelt sein, für die Schulden des Königs ist der Staatsschatz nicht haftbar; 5) der Reichsrath soll in der Form, wie er vor 1772 bestand, hergestellt werden; 6) der König soll keinen Angriffskrieg ohne Genehmigung des Reichstags führen dürfen, für einen Vertheidigungskrieg bedarf es der Genehmigung des Reichsraths; 7) die Stellenvertheilung findet nur nach vorläufiger Vereinbarung statt; 8) der Reichstag wird alle drei Jahre berufen; 9) Pressfreiheit; 10) Abschaffung der Polizeibehörde in Stockholm; 11) Bestrafung der Urheber des Krieges; 12) Frieden und Bündnisse mit anderen Staaten ohne Subsidien von denselben. ¹⁾

Es war ein Programm, das an die Prätorianer in Rom, an die Janitscharen in der Türkei, an die Strelzy in Russland, an die polnischen Conföderationen und an die spanischen Militärrevolutionen erinnert. Es war eine Revolution gegen den Staatsstreich von 1772.

Der Major Klick hatte den Hauptantheil an der Redaction aller dieser Actenstücke. Die Berathungen fanden meist im Zelte des Barons Mannerheim statt, wo auch die Papiere zur Unterschrift auslagen. Von anderen Theilen Finnlands kamen Offiziere, um an dem Bunde Theil zu nehmen. So kamen Leionhufvut aus Ummeljocki,

¹⁾ Rein 86—98.

Leionstedt aus Keltis, welche alsbald wieder abreisten, um in ihren Kreisen Proselyten zu machen.¹⁾

Der Freund des Königs, Graf Stedingk, schrieb diesem ausführlich von der Propaganda der Conföderirten in dem Lager der Schweden bei Nyflott. Die Emissäre aus Anjala, sagt er, hätten mit lebhaften Farben die Gefahren geschildert, welche den Belagerern einerseits von den Russen, andererseits von dem Vaterlande aus drohe, indem die Theilnahme an einem ungesetzlichen Kriege als ein todeswürdiges Verbrechen betrachtet werden könne. So schwebte man ein paar Wochen „zwischen dem Henkerbeil und dem Schwerte des Feindes“. Mittlerweile liess sich der Brigadier Hastfehr in eine geheime und verrätherische Correspondenz mit den russischen Generalen Sprengtporten und Güntzel ein, welche die Annäherung russischer Truppen in grosser Menge in Aussicht stellten, die Schweden auf alle Weise zum Abzuge beredeten und eine Art Waffenstillstand mit Hastfehr abschlossen. Am 8. (19.) August zogen denn auch die Schweden, obgleich Stedingk dagegen zu wirken bemüht gewesen war, wirklich ab. Erst später erfuhr man die Verbindungen Hastfehr's mit den Russen. Vorläufig rechtfertigte er seinen Rückzug mit seiner gefährlichen Lage, dem Mangel an Truppen und Belagerungsgeschütz, dem Mangel an Instructionen vom Könige und mit dem Umstande, dass das Belagerungsheer bei Nyflott, seit der König westwärts gezogen war, als ein zu weit vorgeschobener Posten leicht verloren gewesen wäre.

So hatte der Anjalabund in kurzer Zeit dem Feldzuge ein Ende gemacht. Die Conföderirten traten um so entschiedener auf, als ihnen nirgends ernstlichere Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Die Schwäche, mit welcher man ihnen begegnete, zeichnet am beredtesten die eigenthümlichen Zustände, unter denen eine solche Revolte möglich war.

Der Oberbefehlshaber der in der Nähe der Grenze concentrirten Truppen, Graf Meyerfeldt, begnügte sich damit, die Offiziere seiner nächsten Umgebung vor dem Beitritt zu der Conföderation zu warnen. Gegen die Verschworenen benahm er sich so zurückhaltend und vorsichtig, dass Niemand wusste, wie er eigentlich denke. General Kaulbarz dagegen sprach sich sehr entschieden und offen gegen das Gebahren der Conföderirten aus, und unter den letzteren wurde der Vorschlag laut, Kaulbarz und Meyerfeldt zu verhaften und sie als

¹⁾ In d. Handschr. wird die Propaganda geschildert. Klick suchte umsonst den Verfasser derselben zur Unterschrift zu bewegen.

Kriegsgefangene den Russen zu überliefern. Es unterblieb, weil der alte Armfeldt dagegen war. Kaulbarz aber fuhr fort die Conföderirten zu tadeln, er verbot seinen Offizieren allen Verkehr mit diesen „Rebellen“. 1)

Niemand dachte aber im ersten Augenblicke daran, die Conföderirten zu verhaften. Man liess ihnen Zeit, Anhänger zu werben, mit den Russen in Briefwechsel zu treten. Nachdem der König Armfeldt's Schreiben mit der Anzeige von der Entstehung des Bundes erhalten hatte, bezeichnete er die Handlungsweise der Theilnehmer als „unbesonnen“. 2) In engeren Kreisen schalt er sie „Rebellen“ und sprach von dem Siege, den er ohne Zweifel über die Russen erfochten hätte, wenn er nicht verrathen worden wäre. Die Nation sei beschimpft, schrieb er dem Grafen Stedingk; wenn auf alle Anderen so zu bauen gewesen wäre wie auf Stedingk und Hasfkehr (sic), so hätte, fügte der König hinzu, Katharina längst um Frieden gebeten. 3) „Unser Ruhm ist auf immer vernichtet“, soll Gustaf ausgerufen haben, „ich erwarte jetzt den Tod von Mörderhand“. Es kamen immer schlimmere Nachrichten von der Ausbreitung des Aufstandes. Die Umgebung des Königs war in sehr gedrückter Stimmung. Der König galt nichts mehr in seinem eigenen Lager. Er war bereit zu unterhandeln. Durch den Obersten Lautingshausen liess er den Conföderirten Verzeihung anbieten, wenn sie nur zur Treue zurückkehrten.

Dem Könige konnten sowohl die separatistischen Gelüste der Finnen, als die Hoffnung des Adels in Finnland und Schweden, die Ergebnisse des Staatsstreiches von 1772 in Frage zu stellen, gefährlich werden. Besonders aber die letztere. In den obenangeführten Manifesten und Adressen war ein genaues Programm der Adelspartei enthalten. Nur in dem Schreiben an die Kaiserin liegt in den Aeusserungen von dem ewigen Bündniss zwischen Finnland und Russland eine Andeutung, dass man wohl an ein selbständiges Finnland dachte. Das Wesentlichste war doch die Herstellung der Adelsrechte. Hier trafen die Wünsche des schwedischen und finnischen Adels zusammen, während nur der letztere den Separatismus vertreten konnte. Gustaf hat später, um die Schweden gegen die Conföderirten aufzubringen, besonderes Gewicht gelegt auf die Pläne

1) Handschrift.

2) Ebend. „l'entreprise de la confédération finnoise — une démarche imprudente“.

3) Stedingk, Mém. I. 116.

der letzteren Finnland von Schweden zu trennen, aber man kann nicht sagen, dass der Anjalabund die Selbständigkeit Finnlands zum Zweck gehabt habe. Während Klick das an die Kaiserin gerichtete Schreiben als ein Project der Lostrennung Finnlands von Schweden bezeichnet, ¹⁾ sagt er ausdrücklich, dass nur sehr Wenige diesen Gedanken gehegt hätten; unmöglich, sagt er, könne man die Adresse an die Kaiserin als den Ausdruck der Stimmungen der „Nation“ bezeichnen, sonst hätte ja dieselbe viel mehr Unterschriften zählen müssen. Man habe doch eigentlich nur die Berufung eines Reichstages, die Beseitigung der Regierungsform von 1772 beabsichtigt. Graf Meyerfeldt schrieb an den König, dass viele Offiziere gegen die Beschuldigung protestirten, als wollten sie ein unabhängiges Finnland. Im Verhör hat Hästesko später erklärt, er habe den Baron Sprengtporten von der Unmöglichkeit einer Vereinigung der finnischen Truppen mit den russischen zum Zweck einer Emancipation Finnlands von Schweden zu überzeugen gesucht und ausdrücklich die Behauptung aufrecht erhalten, dass der Anjalabund nur die Herstellung des Friedens, die Wiedererlangung der verlorenen Theile Finnlands und die Berufung eines Reichstages zum Zweck gehabt habe. Ebenso sagte Leionstedt während des ihm gemachten Processes aus, Sprengtporten habe sich auf die Adresse der sieben Offiziere an die Kaiserin berufen, welche einen Abfall Finnlands von Schweden beabsichtigt hätten, während Leionstedt sich erbot, ihm eine schriftliche Versicherung auszustellen, dass das finnische Heer nicht die Unabhängigkeit Finnlands gewollt habe, dass an eine solche zu denken besonders deshalb Unsinn gewesen wäre, weil ja gerade damals das schwedische Heer sich in Finnland befand. Der Graf K. G. Armfeldt, der allerdings das Schreiben an Katharina mit unterzeichnet hatte, erklärte wenigstens in seinen Briefen an den Baron Sprengtporten, dass von einem Abfall Finnlands von Schweden nicht wohl die Rede sein könne. Ebenso erklärte der Baron Hastfehr im Gespräch mit Sprengtporten, es sei bei den in Finnland herrschenden Stimmungen nicht auf eine Verwirklichung der Unabhängigkeitspläne, welche sie beide wünschten, zu rechnen.

Graf Stedingk schrieb dem Könige am 19. August, Alle seien vom Schwindel erfasst und wollten Sprengtporten's Entwurf gemäss Finnland in eine Republik verwandeln. Der König schrieb zurück

¹⁾ „Une démarche tant soit peu authentique: pour avoir la protection de S. M. l'Impératrice à effectuer le plan de l'indépendence.“ Malmanen 67.

(23. August), das Uebel sei noch nicht ganz allgemein, die Schweden seien höchst aufgebracht über die Separatisten; die Anjaler aber protestirten gegen die Anschuldigung des Separatismus.¹⁾

Somit war die Separatistenpartei, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, dem Könige ungleich weniger gefährlich als ein Reichstag, welcher die ganze Arbeit des Königs seit seiner Thronbesteigung vernichten konnte.²⁾ Andererseits konnte eine Fortsetzung des Krieges bei Nichtberufung des Reichstages den König bei der allgemein herrschenden Unzufriedenheit ebenfalls in Gefahren stürzen.

Eine unmittelbare Gefahr aber drohte dem Könige von den Mitgliedern des Anjalabundes. Man sprach davon, Gustaf III. zu verhaften und ihn auf diese Weise entweder zur Berufung eines Reichstages oder zur Abdankung zu nöthigen. Der Offizier Kothen, nach anderen Berichten Hästesko, soll mit der Ausführung dieses Vorhabens betraut gewesen sein. Aber Gustaf hielt sich aus Vorsicht meist auf seiner Fregatte *Amphion* auf, suchte sich mit den treuesten Truppen zu umgeben, treue Generale wie Platen und Hamilton waren stets zu seinem Schutze bereit. Wie durch ein Wunder, sagt ein Zeitgenosse, entrann der König der Gefahr, seiner Freiheit beraubt zu werden.³⁾ Unter den Verschworenen herrschte in diesem Punkte Uneinigkeit. Einer von ihnen bestand darauf, dass der König verhaftet werde, ein anderer erklärte, er selbst werde den König in einem solchen Falle befreien helfen. Beim Glase Punsch ist davon die Rede gewesen. Ein Offizier, der abends an dem Zelte der Verschworenen vorüberging, hat später während des Processes Eröffnungen über das von ihm belauschte Gespräch gemacht. Dies geschah im Lager von Kymmenegård in der Nähe der schwedisch-russischen Grenze, unweit der Fregatte „*Amphion*“, die an der Küste lag. Zu grösserer Vorsicht liess der König sogar in der Regel die Bretter abnehmen, welche das Fahrzeug mit dem Ufer verbanden. Bald reiste er ab. Auf seiner Durchreise in Lovisa sagte ein Offizier zu einem anderen, auf die Fenster des königlichen Absteigequartiers deutend: „Jenen da müsste man in den Thurm zu Åbo sperren, in welchem Erich XIV. gesessen, und zwar lebenslänglich.“

Schon im Juli soll Gustaf daran gedacht haben, im Falle eines Misslingens seiner Kriegsunternehmungen abzudanken, in ländlicher

1) Stedingk, *Mém.* I. 129, 185.

2) Herrmann in Raumer's Taschenbuch 1857 S. 421.

3) Malmanen 92, 93. Rein 99, 100.

Abgeschiedenheit, etwa in Italien oder Südfrankreich, seine Tage zu verbringen. Jetzt in dem Missgeschick, das ihn betroffen, tauchte der Gedanke, das Beispiel der Königin Christine nachzuahmen, noch einmal in ihm auf. Er liess ihn fallen.¹⁾ Noch hatte er Freunde; der junge Graf Armfeldt, dem man 2000 Thaler bot, falls er den König verliesse, harrte treu bei ihm aus. Er hatte dem Könige gerathen die Conföderirten verhaften zu lassen, aber der König wollte Mässigung zeigen. In seiner etwas tückischen Weise sagte er zu Armfeldt, durch Verstellung sei auf Rettung zu hoffen.²⁾

Indessen gab der König auch nicht nach. Weder versprach er die Berufung eines Reichstags, noch zeigte er sich geneigt Frieden zu machen mit der Kaiserin. Dagegen liess er den Conföderirten melden, er erwarte, dass sie sich entschuldigten. Dem Grafen Stedingk schrieb er, er wolle lieber seinen inneren Feinden zum Opfer fallen, als sich unter das Joch der Kaiserin beugen; aber er baue darauf, dass grosse Reiche nicht so leicht zusammenbrechen; mit Franz I. sagte er: Alles sei verloren, nur die Ehre nicht.³⁾

Auf der Durchreise nach Schweden, in Lovisa, hatte der König ein Gespräch mit Leionhufvudt, welcher ihm einen Brief von dem älteren Grafen Armfeldt brachte. Der letztere erinnerte an die Berufung des Reichstages. Der König soll sich heftig gegen die Conföderirten ausgesprochen, auf einem Fetzen Papier die Formel einer Bitte um Vergebung aufgeschrieben haben, welche die Schuldigen unterzeichnen müssten. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel mit Leionhufvudt. Gustaf sagte ihm, er könne sich Glück wünschen dazu, dass ihm nicht sogleich der Kopf vor die Füsse gelegt werde, weil er im Auftrage der Conföderirten gekommen; es sei nicht Brauch, mit Rebellen zu unterhandeln. Den Brief K. G. Armfeldt's gab der König unerbrochen zurück. — Einer anderen Version zufolge soll

¹⁾ Ueber den Abdankungsplan s. Geffroy in der *Revue des deux mondes* 1865 LIX S. 380. Der König habe im Sommer 1788 mit Mad. Staël über den Ankauf eines Hauses in Paris correspondirt. Dort wolle er den Rest seines Lebens in heiterer Musse verbringen. In Schweden sagte man, dass ein Theil der von befreundeten Mächten gezahlten Subsidien ins Ausland gesendet worden sei, weil der König sich bald ganz nach Montpellier zurückzuziehen gedenke; s. Rein 100. — Der König wolle katholisch werden und in Italien leben, schreibt Chrapowitzki, s. dessen Tagebuch 28. Juni 1788, wie man aus aufgefangenen Briefen erfahren hatte. Katharina schrieb an Potemkin darüber, s. Lebedew, die Grafen Panin (russisch) 1863 S. 307 u. 308.

²⁾ „Il faut dissimuler“, Handschrift.

³⁾ Stedingk, *Mém.* I. 121.

Leionhufvudt sich sehr vorsichtig benommen und insbesondere dem Könige vorgestellt haben, dass die Conföderirten den Vorschlägen des Barons Sprengtporten, Finnland von Schweden zu trennen, eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt hätten. Der Umstand, dass Leionhufvudt später straffrei ausging, zeugt doch wohl von einigem diplomatischen Geschick seinerseits. Er hat später behauptet, dass insbesondere Jägerhorn die angebotene Amnestie, falls die Schuldigen um Vergebung bitten wollten, zurückgewiesen habe. Aber auch die Anderen, auch Armfeldt, waren entschlossen, auf der einmal betretenen Bahn weiterzugehen.¹⁾

Das Schicksal des Königs hing wesentlich von seinen Beziehungen zu den mittleren und unteren Ständen in Schweden und von dem Erfolge seines nun beginnenden dänischen Krieges ab. Für die Anjalaner dagegen war die Frage von allergrösster Wichtigkeit, wie die Kaiserin sich zu der Militärverschwörung verhalten werde.

Wiederholt ist die Vermuthung ausgesprochen worden, der Bund in Anjala sei unter russischen Auspicien entstanden. Gustaf selbst sagte im September 1788 seinen Räthen in Stockholm, seit zehn Jahren arbeite Russland daran, etwas Derartiges zu Stande zu bringen. Der Verfasser der wiederholt von uns angeführten Handschrift nennt den Bund von Anjala ein „Meisterstück“ des Cabinets von St. Petersburg, das sich auf keine andere Weise zu helfen gewusst habe.

Gleichwohl finden wir nicht, dass eine solche Behauptung von Thatsachen unterstützt würde. So viel wir sehen, hatte man vor der Ankunft des Majors Jägerhorn in St. Petersburg am Hofe Katharina's so gut wie gar keine genauere Kunde von den Ereignissen im schwedischen Lager.²⁾

¹⁾ Rein 111, 112.

²⁾ Rein (85) vermuthet, es seien schon vor dem Abschluss der Conföderation zwischen russischen und schwedischen Offizieren Verabredungen getroffen worden. Der obenangeführte Briefwechsel zwischen dem schwedischen Major Dähn und einem Offizier in der Festung Frederikshamm könnte so gedeutet werden. Deshalb brauchte man aber doch in Petersburg nichts von der entstehenden Conföderation zu wissen. Man ist sogar so weit gegangen zu behaupten, dass Rasumowski schon seit lange von dem Bunde gewusst habe. Dies wird durch den Umstand widerlegt, dass der Bund, wie man sieht, doch nur in kurzer Zeit entstand und namentlich, dass die Nachricht von der Entstehung desselben in St. Petersburg ganz unerwartet kam. Proclamationen, welche man für die Finnen in Bereitschaft gehalten hatte, beweisen nichts gegen unsere Behauptung.

Von allem was in dieser Zeit Tag für Tag an dem russischen Hofe vorging, was die Kaiserin sagte und that, wissen wir aus dem Tagebuche ihres Schreibers Chrapowitzki. Hatten die Russen irgend eine Initiative bei den Ereignissen in Finnland, so müssten bei Chrapowitzki darüber Angaben zu finden sein. Nach der Ankunft Jägerhorn's in St. Petersburg ist sehr oft von den Maassregeln der russischen Regierung die Rede, welche die Ausbeutung des Haders im schwedischen Lager zum Nutzen Russlands bezweckten. Die Nachricht aber von der Opposition der Offiziere und dem dadurch bewirkten Rückzuge war in St. Petersburg eine sehr angenehme Ueberraschung.

Am 26. Juli (6. August) morgens war Chrapowitzki bei der Kaiserin gewesen. Man sprach über verschiedene Dinge, ohne besondere Nachrichten aus Finnland zu erwarten. Um 4 Uhr nachmittags liess sie ihn auffordern, schnell herüberzukommen, worauf sie ihm mit sichtlicher Freude von dem Rückzuge der Schweden erzählte, den sie der Besorgniss der Schweden zuschrieb, dass ein russisches Corps ihnen in den Rücken fallen könne. Den anderen Tag erst kamen genauere Nachrichten, denen zufolge der Ungehorsam des finnischen Heeres die Ursache des Rückzuges gewesen sein sollte. Katharina sah diesen Umstand als eine ihr unmittelbar von Gott gesandte Hülfe an.¹⁾ Sogleich wurden Maassregeln ergriffen, die revolutionäre Stimmung in Finnland zu benutzen. Zunächst sollte der Baron Srengtporten auf die Finnen zu wirken suchen. Es wurden ihm Manifeste zur Verbreitung zugestellt, in denen die Finnen russischerseits ermahnt wurden, nicht mehr zu kämpfen, sondern ruhig in ihren Häusern zu verbleiben. Etwas später erfuhr man, dass Armfeldt in einem an den russischen General Fürsten Lobanow-Rostowski gerichteten, die Auswechslung der Gefangenen betreffenden Schreiben die Hoffnung auf baldige Herstellung des Friedens geäussert und den Krieg als durch Missverständnisse und unruhige Köpfe herbeigeführt bezeichnet hatte.²⁾

Die Kaiserin war in einer seltsamen Lage. Trat sie mit den Feinden in Unterhandlung über den Frieden, so hatten die Gegner des Königs gewonnenes Spiel. Die Friedenspartei in Schweden und Finnland war der natürliche Bundesgenosse Russlands. Dagegen

¹⁾ Genau so drückt sich Chrapowitzki aus.

²⁾ Der Krieg sei herbeigeführt „plus peut-être par des malentendus et des mauvais esprits que par la volonté des deux souverains, unis par les liens de sang et si faits tous les deux pour s'aimer“. Chrapowitzki.

konnte die Eröffnung der Friedensunterhandlungen die Kaiserin leicht um alle die Vortheile bringen, welche sie gerade in diesem Zeitpunkte von dem Angriffe der Dänen auf die Westgrenzen Schwedens zu erwarten berechtigt war. Man beschloss vorläufig, nicht vom Frieden zu reden.

Da kam der Major Jägerhorn nach Petersburg. Er stieg bei dem Commandanten von Petersburg, Grafen Bruce, ab, wurde von diesem auf das Zuverlässigste empfangen und von dem Günstling Mamonow bei der Kaiserin eingeführt.¹⁾ Er war am 31. Juli (11. Aug.) angekommen. Die Audienz aber fand erst den 3. (14.) August statt. Von dem Inhalt des Schreibens der Offiziere wusste man schon am 31. Juli (11. Aug.) in Petersburg durch den Oberbefehlshaber der russischen Truppen in Finnland, Grafen Mussin-Puschkin. Dass die Anwesenheit Jägerhorn's geheimgehalten wurde, dürfte vielleicht aus dem Umstande hervorgehen, dass in Ségur's Memoiren derselben gar nicht erwähnt wird. Was den Inhalt des Gespräches der Kaiserin mit Jägerhorn anbetrifft, so ist aus den Aufzeichnungen Chrapowitzki's zu ersehen, dass von der Unabhängigkeit Finnlands die Rede war, dass Jägerhorn den Wunsch äusserte, mit dem Baron Sprengporten zusammenzutreffen, dass die Kaiserin keinerlei bestimmte Antwort ertheilte, sondern den Major an den Vice-Kanzler Ostermann verwies.²⁾ Aus dem der Kaiserin erstatteten Berichte Ostermann's ist zu ersehen, dass Jägerhorn eine von der Kaiserin oder wenigstens vom Vice-Kanzler unterschriebene Antwort auf das Schreiben der Offiziere verlangte. Man hielt es nicht für angemessen, einem solchen Wunsche zu entsprechen.

Mittlerweile kam der Baron Sprengporten in St. Petersburg an. Er hatte an der Grenze militärische Operationen geleitet und beeilte sich auf das Geheiss der Kaiserin mit Jägerhorn zusammenzutreffen. Hierauf hatte er eine Besprechung mit Katharina, welche sich gleich darauf lobend über ihn aussprach. Sogleich reiste er wieder nach Finnland ab, „um bei dem beabsichtigten Vorhaben mitzuwirken,“ wie Chrapowitzki sich pleonastisch ausdrückt. In der unmittelbar darauf folgenden Zeit wechselte Katharina einige Briefe mit Sprengporten. In einem derselben führt sie Klage über die Zweizüngigkeit Jägerhorns.³⁾

¹⁾ Keller's Bericht bei Herrmann, Gesch. d. russ. Staats VI. 194.

²⁾ An Potemkin schrieb die Kaiserin, sie werde den Finnen antworten, sie sollten sich von Schweden frei machen, dann werde sie sich verpflichten, sie in Frieden zu lassen. Solowjew, Fall Polens (russisch) S. 189.

³⁾ Malmanen 61.

Es ist ebenso gewiss, dass Jägerhorn in Petersburg für eine Lostrennung Finnlands von Schweden gewirkt hat, als dass er nicht eigentlich bevollmächtigt sein konnte, für dieselbe zu wirken.¹⁾ Katharina erfasste den Entwurf einer Lostrennung Finnlands von Schweden mit Lebhaftigkeit und Sprengtporten war für die Verwirklichung dieser Idee thätig. Auch andere russische Offiziere handelten, wie wir sehen werden, in diesem Sinne. Es war nicht lange her, dass die „Unabhängigkeit“ der Krim zu einer Annexion dieser Halbinsel geführt hatte. Aehnliches konnte man im Norden veranstalten.

Am 8. (19.) August war die Antwort, welche Jägerhorn nach Finnland bringen sollte, fertig. Denselben Tag reiste er mit einem kostbaren Ringe und 500 Dukaten beschenkt ab. Die Antwort war ohne Unterschrift, wie Chrapowitzki bemerkt, damit nicht Jemand aus Missgunst dieselbe dem Könige zustelle. Der Inhalt dieses Actenstücks war kurz folgender: Die Kaiserin erinnert die Finnen an die ihnen während der Hungersnoth im Jahre 1785 erwiesenen Wohlthaten, indem sie bedeutende Kornspenden nach Finnland geschickt habe. Den gegenwärtigen Krieg sehe sie als ungerecht und ungesetzlich an, aber sie wisse sehr wohl die Handlungsweise des Königs von der Gesinnung des Volkes zu unterscheiden. Sie wünsche, dass das Verlangen nach Frieden und Freundschaft zwischen Finnland und Russland von einer grösseren Anzahl finnischer Staatsangehöriger ausgesprochen werde und durch einen Reichstag in gesetzlicher Form zum Ausdruck gelange. Alle diejenigen, welche die in dem von Jägerhorn überbrachten Schreiben geäusserten Ansichten theilten, sollten einen Reichstag bilden, welcher sodann mit Russland in formeller Weise verhandeln und das Wohl des Vaterlandes mehren könne.²⁾

¹⁾ Helbig in Archenholz' Minerva, 1798 IV. 480, sagt von Jägerhorn: „Die Deputation wusste eigentlich selbst nicht, was sie wollte. Man sah in ihrem Anliegen, dass sie aus gedungenen Miethlingen ohne Kenntniss und Ueberzeugung bestand; sie klagte in allgemeinen Ausdrücken über den König, verlangte Schutz vor dessen Feinden, wollte Finnland in eine Republik verwandeln oder verlangte den Grossfürsten Constantin als souveränen Grossfürsten von Finnland zu haben. Letztere Angabe wird durch nichts bestätigt.“

²⁾ Que le voeu de la nation finnoise pour le retablissement d'un bon voisinage et l'ancienne bonne harmonie soit manifesté par la réunion d'un plus grand nombre de citoyens et revêtu de la forme représentative, qui puisse lui donner une sanction légale et authentique. Pour cet effet et en considérant la délicatesse de la position des affaires, tous ceux, qui participent aux intentions salutaires énoncées dans le mémoire présenté à S. M. J. par le major de Jägerhorn ne doivent pas différer à se concerter ensemble et de se former en un corps repré-

Katharina war sehr befriedigt. Sie theilte einigen vertrauten Freunden die Nachricht von dem Ungehorsam der finnischen Truppen mit. Aus ihren Briefen ist zu ersehen, dass es ihr eine Genugthuung gewährte. 1) Baron Sprengtporten erhielt Befehl, in directe Verhandlung mit Hastfehr und K. G. Armfeldt zu treten. Der Commandant von Wiborg, Gützel, schrieb: den Soldaten der finnischen Armee sei von ihren Befehlshabern bei Todesstrafe verboten worden, auf die Russen zu schiessen. Graf Mussin-Puschkin erhielt den Auftrag, jedem von dem Könige abfallenden schwedischen Soldaten 10—15 Rubel auszahlen zu lassen. Bei solchen Maassregeln erfuhr man sehr bald, dass diese Mittel verfangen. Die Belagerer von Nyflott zogen ab, nachdem sie ausdrücklich mit den Russen verabredet hatten, dass man nicht auf sie schiessen werde. Die Kaiserin war vergnügt, lachte über den König: das sei die Heimzahlung für seine der Kaiserin zugefügten Kränkungen. 2)

Die verrätherische Haltung Hastfehr's verdiente besondere Aufmerksamkeit. Schon am 25. Juli (5. Aug.) schreibt Graf Stedingk an den König von dem Eintreffen eines Deputirten aus dem Lager der Conföderirten, von der Unzufriedenheit, von den Hetzereien, mit denen die Offiziere die Soldaten bearbeiteten; es sei nicht unwahrscheinlich, dass schon Verhandlungen mit den Russen gepflogen würden. Am 26. Juli (6. Aug.) schrieb der russische General Gützel an Hastfehr: bei dem Ausbruch der Verschwörung gegen den Krieg sei es ganz nutzlos sich noch länger im russischen Finnland aufzuhalten, er fordere Hastfehr'n auf, sich sogleich zurückzuziehen. 3) Einige Tage noch schwankte Hastfehr, während Stedingk ihn für treu hielt und

sentant, qui puisse trahir légalement des intérêts de la patrie et les régler définitivement de la manière la plus analogue à son bien-être présent et à venir.“ Rein 106 theilt einen Auszug aus dem Briefe mit. In der von uns angeführten Handschrift der Memoiren eines schwedischen Offiziers ist ebenfalls ein Auszug mitgetheilt, in welchem u. A. die Hoffnung ausgesprochen wird, dass Gustaf III. die Handlungsweise der Finnen billigen werde und in welchem der Vorschlag gemacht wird, im Verein mit russischen Truppen, die zu dem Zwecke in Finnland aufgenommen werden sollten, „à établir une existence politique telle que tous les bons citoyens désirent ou doivent désirer.“ Der Verfasser nennt das „une espèce de réponse“ in „formes ambiguës“, deren Anonymität die Finnen aufgebracht habe. Es sei unmöglich, fügt er hinzu, „d'une manière moins équivoque“ von dem Unabhängigkeitsentwurf zu reden.

1) So schrieb sie an Jaropkin, s. d. Schriften Katharina's III. 358 (russisch), so an Pohlmann in Reval, s. Blum, Ein russ. Staatsmann II. 502.

2) Chrapowitzki passim.

3) Rein 93 und 94. Mém. Stedingk's passim.

von seinem Verkehr mit den Russen nichts Bestimmtes wusste. Als aber der Schwager Sprengtporten's, Glansenstjerna; und noch ein anderer Offizier aus Anjala, Ramsö, bei Nyflott anlangten und noch energischer zum Rückzuge riethen, da schien dem Grafen Stedingk die Sache des Königs verloren zu sein. Man rede, schreibt er an Gustaf, vom Reichstage, von einem unabhängigen Finnland, ohne zu bedenken, dass man dadurch nur Russlands Uebermacht steigere; der König solle um Gotteswillen auf seine Rettung bedacht sein; wie ein Feuerbrand von Zündstoffen umgeben sei der Graf Rasumowski, der noch immer in Stockholm verweile. Immer neue Deputationen kamen aus Anjala, immer klarer wurde es, dass directe Verbindungen mit den Russen bestanden; aber noch zu Anfang September schrieb Stedingk, er bürge für Hastfehr's Treue. ¹⁾ Wir wissen, dass Hastfehr einerseits mit den Hauptvertretern der Conföderation, Klingspor, Glansenstjerna und mit den vornehmsten Vertretern des unzufriedenen Adels in Schweden, Stackelberg, de Geer u. A., andererseits mit den russischen Generalen in lebhaftem Verkehr stand, dass er daran dachte, gleich dem Baron Sprengtporten in russische Dienste zu treten, dass er von der Kaiserin eine grosse Belohnung für den Abzug von Nyflott in Anspruch nahm.

Mit einiger Spannung erwartete man die Antwort der Kaiserin. Noch vor dem Eintreffen Jägerhorn's in Finnland schrieb Sprengtporten an den Grafen K. G. Armfeldt, die Kaiserin billige die Vaterlandsliebe der Finnen, könne aber nicht formell mit ihnen verhandeln, ehe die Conföderation eine gesetzliche Form erhalten, Russland werde sich nicht in die Angelegenheiten Finnlands einmengen; man müsse aber in Finnland die Ruhe herstellen, welche von böswilligen Menschen gestört worden sei. ²⁾

Am 12. (23.) August kam Major Jägerhorn in das Lager der Conföderirten zurück. Da das Actenstück, welches er brachte, keine Unterschrift hatte, wies er als Zeugniss für dessen Aechtheit den von der Kaiserin zum Geschenk erhaltenen Ring auf. Sogleich verbreitete sich das Gerücht von den Dukaten, welche Jägerhorn in St. Petersburg erhalten hatte. In einem officiellen Berichte an seine Vorgesetzten meldete er, er sei in russischer Gefangenschaft gewesen und habe das Versprechen geben müssen, nicht mehr gegen die Russen kämpfen zu wollen. ³⁾

¹⁾ Stedingk I. 111, 116, 117, 123, 128.

²⁾ Rein 93.

³⁾ Rein 108.

Die Antwort der Kaiserin erschien unbefriedigend. Es fehlte die Unterschrift und ausserdem waren die Andeutungen über die Unabhängigkeit Finnlands geeignet die Conföderirten zu compromittiren. In bitteren Ausdrücken klagt K. G. Armfeldt in einem Briefe an Sprengtporten darüber, dass die Antwort aus Petersburg so unbefriedigend ausgefallen sei. Sprengtporten übernahm es, die Handlungsweise der Kaiserin zu erläutern. Er versicherte Armfeldt in einem ausführlichen Schreiben: die Kaiserin denke nicht daran, die Bande, welche Finnland an Schweden knüpften, lockern zu wollen; sie wolle nur zum Nutzen eines grossherzigen und leidenden Volkes den Krieg beendigt wissen; dass sich die Kaiserin zunächst an die Finnen allein und nicht auch an die Schweden wende, sei eine natürliche Folge des Umstandes, dass sich die ersteren an sie gewandt hätten; den Schweden werde sie dasselbe sagen, was sie gegen die Finnen geäussert habe; nur um die Beseitigung usurpirter Rechte handle es sich; nur ein verfassungsmässiger Reichstag könne allem Unglück ein Ende machen, das durch einen ungerechten und willkürlich begonnenen Krieg herbeigeführt worden sei.

Ein Zeitgenosse versichert uns, der Graf Meyerfeldt sei Zeuge gewesen, wie Graf Armfeldt dieses Schreiben erhielt und dahin beantwortete, dass die Mittheilungen Sprengtporten's zu allgemeiner Beruhigung gereicht hätten, da man durchaus die Erhaltung des Bandes wünsche, welches Finnland und Schweden vereinige.¹⁾

Am 12. (23.) August hatte Sprengtporten eine Zusammenkunft mit Leionhufvudt: er schlug vor, Armfeldt solle seine Truppen mit den russischen vereinigen. Auf die Bemerkung, Armfeldt sei entlassen und durch den Grafen Meyerfeldt ersetzt, erwiderte Sprengtporten: Meyerfeldt sei unbeliebt, man solle sich gegen ihn auflehnen. Die Aeusserung Sprengtporten's, dass man an eine Selbständigkeit Finnlands nicht denken solle, erklärte sich vielleicht dadurch, dass er vermuthen konnte, Leionhufvudt, ein geborener Schwede, werde keinesfalls für eine Trennung Finnlands von Schweden stimmen.

Bald darauf, am 15. (26.) Aug., fand eine Zusammenkunft zwischen Sprengtporten einerseits und den finnischen Offizieren Armfeldt, Hästesko und Taube statt. Hier sprach Sprengtporten wiederum von der Unabhängigkeit Finnlands: er stelle den Offizieren vor, dass sie sich den grössten Gefahren aussetzten, wenn sie auf halbem

¹⁾ Die Briefe Armfeldt's werden in der Handschrift des schwedischen Offiziers mitgetheilt.

Wege stehen blieben. Besonders Armfeldt widersprach lebhaft. Man trennte sich in völliger Meinungsverschiedenheit. ¹⁾

Auch der Baron Hastfehr hatte eine Zusammenkunft mit Sprengtporten. Dieselbe fand zu Anfang Sept. in dem Dorfe Kayhkä statt. ²⁾ Hier war zunächst von der Berufung eines finnischen Reichstages die Rede, welcher unweit der russischen Grenze in der Provinz Savolax zusammentreten sollte. Gegen Hastfehr konnte Sprengtporten offener sein; ohne zum Anjalabunde zu gehören war Hastfehr ein entschiedener Anhänger der Adelpartei und vertrat die Idee des Separatismus. Eine Zeitlang erschien er dem Könige loyal. Um so rückhaltloser gab er sich den Einfüsterungen der russischen Militärs hin. Bei diesem Zusammentreffen hat er einen Revers ausgestellt: er werde, sobald er durch authentische Papiere von den Intentionen der Kaiserin Kenntniss haben werde, seinerseits nach Kräften für die Verwirklichung des Planes mitwirken, Finnland zu einem unabhängigen Grossherzogthum zu machen. ³⁾ Später, als ihm der Process gemacht wurde, erklärte Hastfehr, er habe jenen Revers ausgestellt, um die russischen Entwürfe zu erfahren und dieselben sogleich dem Könige mittheilen zu können. Allerdings theilte er dem Könige sowohl als dem Herzoge Karl von Südermannland mancherlei über seine Beziehungen zu Sprengtporten mit, aber es geschah wohl wesentlich, um nach beiden Seiten hin gedeckt zu sein. Gewiss ist, dass er bei dieser Zusammenkunft dem Baron Sprengtporten Briefe einhändigte, welche er vom Könige erhalten hatte. ⁴⁾

Ein Zeitgenosse bemerkt etwas spitz, die Schweden hätten in diesem Kriege nicht sowohl Soldaten gebraucht, als Trompeter, um bei dem ewigen Parlamentiren und den gegenseitigen Besuchen schwedischer und russischer Offiziere Dienste zu leisten.

¹⁾ Rein 109—111.

²⁾ Rein sagt, die Zusammenkunft habe zwischen dem 7. (18.) u. 9. (20.) Aug stattgefunden. Malmanen spricht vom 7. (18.) und 9. (20.) September. Hätte Rein Recht, so könnte man den am 8. (19.) August bewerkstelligten Rückzug von Nyflott als eine Wirkung der Besprechung ansehen. Dass indessen Malmanen Recht hat, wird erstens dadurch bezeugt, dass Sprengtporten den 7. (18.) oder 8. (19.) August in St. Petersburg ankam, und zweitens dadurch, dass die Nachricht von der Ausstellung des Reverses und dessen Inhalt, nach Chrapowitzki, am 12. (23.) oder 13. (24.) September in Petersburg angelangt sein muss.

³⁾ Der Revers lautete: *Je soussigné promets de concourir, autant que je puis, au projet d'indépendance du grand duché de Finlande, aussitôt que je serais pourvu des papiers authentiques de la part de sa M. J. de toutes les Russies pour en apprendre sa haute volonté.* s. Rein 115, 156. Malmanen 119.

⁴⁾ Tagebuch Chrapowitzki's am 13. September 1788.

Katharina war von Allen genau unterrichtet was vorging. In ihrem leider nicht herausgegebenen Briefwechsel mit Sprengtporten müssen wichtige Aufschlüsse über diese Verhandlungen enthalten sein. Indessen auch das in dieser Zeit besonders reichhaltige Tagebuch Chrapowitzki's bietet vielfache Angaben über den Verkehr zwischen den russischen Militärs und den Gegnern des Königs. General Günstzel schrieb über die Stimmung und Haltung des Grafen K. G. Armfeldt, der „den Russen sehr gewogen sei“, er bedauerte, dass Schweden und Finnen sich noch nicht endgültig wegen der Berufung des Reichstages geeinigt hätten. Graf Mussin-Puschkin meldete, dass Sprengtporten, da die Sache sich in die Länge ziehe, russische Truppen in der Nähe der schwedisch-finnischen Grenze zu concentriren wünsche. Aus Petersburg wurde der Auftrag gegeben, man solle die Finnen, für den Fall, dass der König sie nach Schweden hinüberführen lassen wolle, zum Ungehorsam reizen; es galt Gustaf III. Streitkräfte gegen Dänemark möglichst zu verringern. Neuen Nachrichten zufolge sollte der König das Verlangen eines Reichstages mit den entschiedenen Worten zurückgewiesen haben: er werde nie von seinen Unterthanen Befehle annehmen. Wiederum ging von Petersburg die Instruction ab, man solle doch die Bestimmung des Jahres 1772 geltend machen, dass ein Angriffskrieg ohne Einwilligung des Reichstages ungesetzlich sei. Der Major Jägerhorn schrieb an Sprengtporten, man solle nicht zu sehr drängen und eilen; man müsse noch die Antworten über die Stimmungen entfernt stationirter schwedischer Regimenter abwarten. Derselben Meinung, dass man die Dinge allmählig reifen lassen müsse, war auch der Vicekanzler Ostermann, welcher dem Baron Sprengtporten rathen liess, persönliche Besprechungen, welche ihn der Gefahr der Gefangennahme aussetzten, zu vermeiden und sich auf brieflichen Verkehr zu beschränken. Sprengtporten erhielt 1000 Dukaten von der Kaiserin zum Geschenk; 4000 Dukaten wurden dem Grafen Mussin-Puschkin zur Verfügung gestellt, „zu Belohnungen an die Finnen je nach den geleisteten Diensten“. Die Kaiserin leitete alle diese Angelegenheiten persönlich. Chrapowitzki erwähnt am 25. August (5. Sept.) eines Briefes der Kaiserin an Sprengtporten, worin ausdrücklich die Absicht mitgetheilt werde, die Finnen ganz von Schweden zu trennen: er solle den Finnen vorstellen, welchen Gefahren sie sich aussetzten wenn es nicht dazu käme, und wie dringend es sei, einen solchen Entschluss zu fassen; dann solle Sprengtporten den Oberbefehl übernehmen: es werde sowohl den Finnen als Russland Vortheile bieten.

Der Verrath Hastfehr's floss indessen der Kaiserin doch Verachtung ein. „Was für Verräther!“ sagte sie als Hastfehr den oben erwähnten Revers unterschrieben und des Königs Briefe ausgeliefert hatte, „wäre der König anders, so könnte man fast Mitleid mit ihm haben; aber was soll man machen? man muss die Gelegenheit benutzen, dem Feinde, wenn es sein kann, die Mütze vom Kopfe werfen. Fast fürchte ich mich, solche Papiere zu zeigen.“ „Wie der Pfaffe, so die Beichtkinder,“ bemerkte Chrapowitzki, und der Günstling Dmitrijew Mamonow fügte hinzu: „Der Pfaffe ist ein Narr und die Beichtkinder sind Schelme.“ — Vier Wochen später langte ein Brief des Barons Hastfehr an Sprengtporten an, worin der erstere bemerkte, Gustaf habe ihm, falls er Nyflott nehme, 10,000 Thaler versprochen, jetzt bitte er um Auszahlung dieser Summe durch Russland; gleichzeitig bat er um Aufnahme in russische Dienste, um gegen die Türken oder gegen die Preussen zu kämpfen. Katharina sagte: „Ein schöner Diener, der sich dem Meistbietenden verkauft; aber bezahlen muss man ihn doch.“¹⁾

Mittlerweile erfuhr man, dass der Bruder des Königs in Finnland eingetroffen sei und den Oberbefehl über die Truppen übernommen habe. Es war eine Frage von der grössten Wichtigkeit, wie er sich zu den Dingen stellen würde.

Die Beziehungen des Königs zu seinen Brüdern waren nicht eigentlich sehr innig und offen. Man hielt den Herzog Karl von Südermannland für einen gefährlichen Nebenbuhler des Königs. Man traute ihm zu, er werde gemeinsam mit der Opposition gegen den König vorgehen. Schon früher hatte er mit dem Adel Verbindungen unterhalten. Wir sahen, wie Sprengtporten es wagen konnte, ihm Finnlands Krone anzutragen. Man wusste, dass er persönlich gegen den Krieg gestimmt war und konnte somit erwarten, dass er die Conföderirten gewähren lassen werde. Bei Hogland hatte er während der Seeschlacht ungewöhnlichen Muth gezeigt, aber später dem Könige Vorwürfe gemacht: der Krieg sei ohne hinreichende Vorbereitung begonnen worden. In der Kunst der Verstellung glich er dem Könige. Keine Partei wusste, als er in Finnland den Oberbefehl übernahm, wie sie mit ihm daran war. Es war daher nicht überraschend, wenn die Conföderirten, deren

¹⁾ Tagebuch Chrapowitzki's.

Beziehungen zu Russland doch zu keinem Resultate führten, mit dem jüngsten Bruder des Königs, dem Herzog Friedrich Adolph von Ostgothland anzuknüpfen suchten.

Dieser, der Lieblingssohn der Königin-Mutter, welche bekanntlich in stetem Zerwürfniß mit Gustaf lebte, hatte sich Hoffnungen gemacht, dass der König ihm den Oberbefehl in Finnland übertragen werde. Es war bereits früher, wie wir oben bemerkten, davon die Rede gewesen, die Königin-Mutter beabsichtige ihm den Thron eines selbständigen Herzogthums Finnland zuzuwenden. Jetzt hofften die Conföderirten ihn als Oberbefehlshaber begrüßen zu können. Vertreter des Anjalabundes, Montgomery und Mannerheim, hatten ihm ihre Freude darüber ausgedrückt, ihn an der Spitze des Heeres zu sehen. Die obenerwähnten Actenstücke der Conföderirten waren ihm mitgetheilt worden.¹⁾

Indessen nicht er, sondern Herzog Karl ward zum Oberbefehlshaber in Finnland ernannt. Es charakterisirt die Beziehungen zwischen den Brüdern, dass hierauf Herzog Friedrich Adolph seine Entlassung forderte mit dem Bemerkten, er halte es für unangemessen, unter der gegenwärtigen Regierung an den Geschäften irgend welchen Antheil zu nehmen. Es ist wahrscheinlich, dass der König die Entfernung des Herzogs aus Finnland wünschte und veranlasste. Missmuthig, grollend zog sich Friedrich Adolph zurück; er lebte fortan in der ländlichen Abgeschlossenheit seines Gutes bei Stockholm.

Gustaf hatte dem Herzog Karl eingeschärft: 1) dem Verlangen der Berufung eines Reichstags nicht nachzugeben; 2) keinen Waffenstillstand zu schliessen; 3) keinesfalls das schwedische Lager in der Südwestecke des russischen Finnlands zu räumen.

Allerdings begann der Herzog mit der Bekanntmachung, dass er jeden Ungehorsamen sogleich erschossen lassen werde. Gleichzeitig aber verlegte er sein Hauptquartier nach Lovisa im schwedischen Finnland, während der Heerd der Conföderation in der Nähe der Grenze im russischen Finnland verblieb. Der Obercommandirende der Flotte, Ankarswärd, welcher bereits dem Könige die Nothwendigkeit Frieden zu machen vorgestellt hatte, bemerkte dem Herzog, er müsse mildere Saiten aufziehen, die Gefahr der Situation erheische die grösste Vorsicht. Ankarswärd berief seine Offiziere zu einer Besprechung; sie erklärten, dass sie das Benehmen der Conföderirten tadeln, aber auf der Berufung eines Reichstags bestehen müssten.

¹⁾ s. Malmanen passim.

In Anjala fand ebenfalls eine Besprechung der Conföderirten statt: man beschloss eine Deputation, Montgomery an deren Spitze, an den Herzog zu senden und ihn um die Berufung eines Reichstags, den Abschluss eines Waffenstillstandes, die Räumung des russischen Finlands zu ersuchen. Die Deputation ward anfangs von dem Herzog mit Vorwürfen empfangen, aber er versprach mit Russland in Unterhandlungen zu treten: er sehe ein, man müsse Frieden haben. Es kamen Deputationen von den Seeoffizieren, von den Gardeoffizieren mit denselben Forderungen. Ausdrücklich bemerkt einer der eifrigsten Anhänger der Conföderirten, Klick, der Herzog habe den Antragstellern Versprechungen gemacht.¹⁾ Ein anderer Zeitgenosse, der dem Könige anhing, sagt, es sei auffallend gewesen, dass Meyerfeldt seinen Offizieren die Besprechungen mit den russischen Offizieren gestattete und dass Herzog Karl mit denselben Personen freundlich verkehrte, die der König hätte verhaften lassen sollen. Es galt damals, sagt derselbe Berichterstatter, für ausgemacht, dass Karl auf alle Anträge der Opposition eingehen werde, aber, fügt er hinzu, Karl glich seinem Bruder in der Kunst der Verstellung.²⁾ Er wollte Zeit gewinnen.

So wich denn Herzog Karl vorläufig wenigstens von den ihm vom Könige gegebenen Instructionen ab. Nicht nur, dass er dem unmittelbaren Verkehr mit den Russen kein Ziel setzte: er selbst äusserte den Wunsch, mit dem Grossfürsten Paul von Russland, welcher damals sich in Finnland befand, zur Eröffnung von Unterhandlungen zusammenzutreffen. Dieses konnte in den Augen der Königlichen um so eher Bedenken erregen, als der Herzog dem Grossfürsten durch solche Persönlichkeiten Anträge machen liess, welche in der Conföderation von Anjala von grösstem Einflusse waren. Zuerst schickte er den Major Jägerhorn an den Grossfürsten, um ihn zu einer Zusammenkunft aufzufordern. Der Grossfürst antwortete ausweichend, fragte bei der Kaiserin an und erhielt die Weisung, eine Zusammenkunft abzulehnen.³⁾ Ein zweites Mal schickte der Herzog den Obersten Montgomery, der besonders eifrig den Verkehr zwischen den verschiedenen Regimentern zur Verbreitung der Conföderation vermittelt hatte und im russischen Lager Freunde besass. Aber der Grossfürst empfing ihn kalt und verwies die Schweden

¹⁾ Malmanen 107—109.

²⁾ Handschrift in der Bibl. zu St. Petersburg.

³⁾ Chrapowitzki's Tagebuch, 25. August.

behufs der Eröffnung von Friedensunterhandlungen an den Oberbefehlshaber der russischen Truppen, Grafen-Mussin-Puschkin.¹⁾

Indessen, wenn es auch nicht zu einer persönlichen Begegnung zwischen dem Herzog und dem Grossfürsten kam, so hatte doch jener eine Zusammenkunft mit russischen Offizieren und dieser gedachte eine wie zufällig herbeigeführte Besprechung mit schwedischen Offizieren zu veranstalten. Ueber diese Vorgänge giebt unsere Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg folgenden Aufschluss:

In einem an den Grafen K. G. Armfeldt gerichteten Schreiben, welches indessen zufällig dem Grafen Meyerfeldt übergeben wurde, schrieb Baron Sprengtporten, der Grossfürst werde wie zufällig zwischen 10 und 11 Uhr als auf einer Recognoscirung begriffen im Dorfe Memmelä eintreffen: es würde ihm lieb sein, dort mit schwedischen Offizieren zusammenzutreffen.²⁾ Sobald ein Trompeter mit einem Schreiben Sprengtportens erscheinen werde, sei dieses als ein Zeichen anzusehen, dass der Grossfürst mit seinem Gefolge sich nähere. Bald darauf langte der Trompeter mit der Nachricht an, dass der Grossfürst in Memmelä warte, aber die schwedischen Offiziere lehnten in den höflichsten Ausdrücken eine Zusammenkunft ab. Der Offizier, welcher dem russischen Parlamentär diesen Bescheid gab, geleitete denselben bis zu den russischen Vorposten. Während sie miteinander ritten, bemerkte der russische Offizier: der Thronfolger, die Kaiserin und alle Russen seien untröstlich darüber, mit den Schweden kämpfen zu müssen. Er lud den schwedischen Offizier ein, bei dem Grossfürsten zu speisen, aber auch dieses ward abgelehnt. Der Grossfürst ritt zurück ins russische Lager.

Noch einmal versicherte Baron Sprengtporten in dem vom Trompeter übergebenen Schreiben, wie sehr die Kaiserin den Edelmuth und Patriotismus der Conföderirten zu würdigen wisse, wie sehr sie die Berufung eines Reichstages billigen würde, wie lebhaft sie eine innige Freundschaft zwischen Russland und Finnland wünsche. Sie unterscheide, fügt er hinzu, die Sympathien einer unschuldigen Nation von dem Verrath eines leichtsinnigen und seinen eigenen Vortheil nicht kennenden Fürsten.³⁾ Noch einmal werden die Conföderirten

1) Chrapowitzki. Rein 127. Handschrift des schw. Off.

2) „Son projet n'est que de voir votre position, mais s'il nous arrivait de vous rencontrer par hazard, cela lui serait agréable.“

3) „Sachant parfaitement distinguer les dispositions d'une nation innocente d'avec la trahison politique d'un prince leger et méconnaissant ses interêts.“ Hndschr.

aufgefordert, in einen „corps représentant de toute la nation“ zusammenzutreten, worauf denn die Friedensunterhandlungen sogleich beginnen könnten. Mittlerweile bat Sprengtporten, ihm die Möglichkeit fortdauernden persönlichen und brieflichen Verkehrs mit den schwedischen Offizieren zu bieten.

Herzog Karl gestattete bald darnach eine Zusammenkunft zwischen mehreren Vertretern beider Heerlager. Sprengtporten begann die Unterredung in schwedischer Sprache; die Schweden antworteten französisch. Sprengtporten schlug einen kameradschaftlichen Ton an, stellte seinen Sohn dem Grafen Meyerfeldt vor, scherzte mit dem Obersten Hästesko, musste aber vom General Kaulbarz Vorwürfe hören. Dem letzteren wurde der Antrag gemacht, nach Frederikshamm zu gehen, um dort die Unterhandlungen wegen des Friedens zu eröffnen. Er lehnte es ab. Man schied ohne zu einem Ergebniss gekommen zu sein.

Einer anderen Zusammenkunft mit russischen Offizieren wohnte der Herzog Karl selbst bei. Gegen Sprengtporten, welcher wieder eine Hauptrolle spielte, äusserte er seine Verwunderung ihn hier zu finden, worauf dieser die Tactlosigkeit hatte, die Schweden mit der Bemerkung zu reizen, dass die Schlacht bei Hogland ein Sieg der Russen, nicht der Schweden gewesen sei. Ohne darauf Acht zu geben unterhielt sich der Herzog mit anderen russischen Offizieren. ¹⁾

Aus diesen Angaben, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, geht hervor, dass ausser den Vertretern der Conföderation der Herzog Karl, Graf Meyerfeldt, General Kaulbarz persönlichen Verkehr mit den Russen hatten. Es waren Männer, welche das Interesse des Königs vertraten oder vertreten sollten; sie verletzten die gemessensten Befehle Gustaf's indem sie wegen des Friedens oder Waffenstillstandes unterhandelten.

Zu dem förmlichen Abschluss eines Waffenstillstandes, von welchem wohl hier und da in historischen Werken die Rede ist, kam es nicht. Dagegen ward eine Uebereinkunft über den freien, unbehinderten Abzug der Schweden aus der Südwestecke des russischen Finnlands getroffen. Aus dem Tagebuche Chrapowitzki's geht hervor, dass die russischen Truppen von Petersburg aus Befehl hatten, die Schweden aus dem Lager bei Kymmenegård und Högfors in der Südwestecke des russischen Finnlands zu vertreiben, dass mancherlei Anstalten zu einem Angriff auf die Schweden getroffen wurden, dass

¹⁾ Handschrift.

man aber trotzdem die ganze Zeit hindurch hin und her parlamentirte. Beiden Theilen erschien es angemessener, unnützes Blutvergiessen zu vermeiden, sich wegen des Abzuges der Schweden zu vergleichen.

Die Conföderirten konnten sich für berechtigt halten, den Herzog Karl als ihren Bundesgenossen anzusehen. Auch nachdem die Schweden das russische Finnland geräumt hatten (14. (25.) Septbr.), scheint derselbe die Unterhandlungen fortgesetzt zu haben. Ein paar Tage später (16. (27.) September) schrieb er an Reuterholm, er hoffe den Waffenstillstand mit seiner lieben Cousine in drei bis vier Tagen abzuschliessen. Man sagte damals, Karl beabsichtige das Heer nach Schweden hinüberzuführen und den König zu entthronen. So hofften die Conföderirten, unter denen indessen auch Stimmen laut wurden, es sei dem Herzog nicht zu trauen, er könne die Mitglieder des Anjalabundes sicher machen wollen, um sie um so gewisser zu verderben. Man erwartete übrigens, dass die Generale Platen und Meyerfeldt allenfalls für den König gegen den Herzog in die Schranken treten würden.

Die Nachrichten von Gustaf's entschiedenen Erfolgen in Schweden, von seinen Siegen im Kampfe mit den Dänen änderten sichtlich die Haltung des Herzogs. Hatte derselbe bis dahin gestattet, dass die Conföderirten in seiner Gegenwart in wegwerfendem Tone von dem Könige sprachen, so verbot er dieses, nachdem er die Nachrichten von dem heroischen Auftreten Gustaf's in Gothenburg erhalten hatte, auf das Entschiedenste. Ende October veröffentlichte er einen Tagesbefehl, alle Pflichten gegen den König genau zu erfüllen, gleichzeitig warnte er vor böswillig verbreiteten Gerüchten. Ende November verliess er Finnland, wo zuerst Graf Posse, sodann Graf Meyerfeldt als Oberbefehlshaber zurückblieben. 1)

In Schweden selbst gährte es. Der Adel hatte keinen Krieg gewollt. Man spottete über die Eitelkeit des Königs, über dessen Prahlerei bei Eröffnung des Feldzuges. 2) Lieder von Freiheit und Gesetzmässigkeit, in denen der König als Despot bezeichnet wird,

1) Rein 130 - 139.

2) s. u. A. Ségur Mém.

gingen von Hand zu Hand.¹⁾ So oft Unfälle aus Finnland gemeldet wurden, gab es Feste und Gastereien bei den schwedischen Grossen; bei den Nachrichten von errungenen Vortheilen erschien man in Trauerkleidern.²⁾ Man suchte, als die Regierung neues Papiergeld ausgab, dasselbe bei dem Volke in Misscredit zu bringen.³⁾ Stedingk warnte den König wiederholt vor den lauernden Feinden in der Hauptstadt.⁴⁾

Es bestanden Einverständnisse des oppositionellen Adels mit dem Grafen Rasumowski, der Anfang August noch in der Hauptstadt weilte, und mit den Conföderirten.⁵⁾ Letztere forderten die Häupter der Opposition in Schweden, den Grafen Fersen und den Baron de Geer auf, den König zur Berufung eines Reichstages zu zwingen. Ein Emissär, der verabschiedete Capitän Elmen, kam im Auftrage der Unzufriedenen nach Finnland, stand dort im Verkehr mit den Conföderirten, sollte sogar nach St. Petersburg reisen, um die Intentionen der Kaiserin auszukundschaften, doch liess ihn Graf Meyerfeldt warnen und er erschien alsbald wieder auf schwedischem Gebiete.⁶⁾

Doch hatte der König noch bedeutenden Anhang in Schweden. Er verstand es, durch Reden und Manifeste auf die allgemeine Stimmung zu wirken. Offiziere, welche plötzlich ihren Abschied genommen hatten und in Finnland erschienen, sollen in Stockholm insultirt worden sein. Das Volk nannte sie Retter ihres eigenen Lebens.⁷⁾ Ebenso gab es in Finnland Demonstrationen von Seiten

1) s. ein solches Lied bei Malmanen 113—115.

2) Arndt, Schwedische Geschichten 108.

3) Rein 100.

4) Stedingk, Mem. I. 118, 132.

5) Posselt, Gesch. Gustaf's III. Karlsruhe 1792. S. 371 u. 372.

6) Malmanen 101, bemerkt, Elmen sei gegen den 25.—26. September im finnischen Lager gewesen. Rein sagt 125, Stjernald habe Elmen nach Finnland geschickt. Stjernald aber ward im Frühling 1789 eine Zeitlang in einer Festung an der Grenze Norwegens in Haft gehalten, s. d'Aquila II. 439.

7) Ueber die Wirkung der ersten Mittheilungen des Königs nach dessen Rückkehr nach Schweden s. d'Aquila a. a. O. II. 137 u. 159. Ueber die Aufregung des Pöbels in Stockholm s. d'Aquila II. 129, Malmanen 100. Auch Gustaf schrieb darüber an Stedingk, s. Stedingk, Mem. I. 116. — Es ist nicht unmöglich, dass die Gegner des Königs in Stockholm von dem Plane, den König zu verhaften, Kenntniss hatten. Eine Stunde vor dem Eintreffen des Königs aus Finnland wettete ein Gardecapitän mit einem anderen Offizier, der König werde nie wieder in Schweden erscheinen; s. Malmanen 102. Gustaf vermied es sich in der Hauptstadt lange aufzuhalten. Er mochte sich doch nicht sicher fühlen; s. u. A. Geffroy a. a. O. 665.

des Volkes gegen die Conföderirten. Man nannte sie Feiglinge. An einzelnen Orten, wo der Oberst Hästesko erschien, hat man Galgen errichtet und Hufeisen (schwedisch Pferdeschuh — Hästesko) daran genagelt.¹⁾ Wahrscheinlich nicht ohne Theilnahme des Königs erschienen Schmähschriften gegen die Gegner des Königs. Dichter besangen die Heldenthaten in der Schlacht bei Hogland; Prediger bezeichneten die Conföderirten auf der Kanzel als Verräther. In verschiedenen Pamphlets klagte man sie der Feigheit, Bestechlichkeit und des Eigennutzes an; sie hätten bedeutende Erfolge im Kriege mit den Russen verhindert; der Entwurf, ein unabhängiges Finnland herzustellen, bedeute eine noch schlimmere Bedrückung der mittleren und unteren Stände durch die Privilegirten.²⁾ Besonders war man aufgebracht über Jägerhorn und Sprengtporten.³⁾

Die Anhänger des Königs im Heere gaben ihrem Unwillen gegen die Conföderirten Ausdruck. Als man dem Grafen Schwerin die Urkunde des Bundes brachte, zerriss er dieselbe in Stücke und bedrohte jeden seiner Offiziere, der beitreten wollte, mit strenger Strafe. Aehnliches that General Platen. Andere schlugen vor, Mannerheim, welcher den Herzog von Ostgothland auf den finnischen Thron erheben wollte, verhaften zu lassen. Graf Stedingk veröffentlichte eine Ergebenheitsadresse, von vielen Offizieren unterschrieben. Es gab Beispiele, dass Offiziere, welche die Urkunde des Anjalabundes unterschrieben hatten, ihren Namen auslöschten.⁴⁾ Kaulbarz sagte, die Conföderirten hätten das schwedische Volk entehrt, sie seien Feiglinge.⁵⁾

Die Lage der Conföderirten verschlimmerte sich. Der Baron Sprengtporten, so zufrieden er auch mit dem Erfolge seiner Umtriebe in Finnland schien,⁶⁾ meldete bald aus Petersburg, eine Fortsetzung der Unterhandlungen sei unthunlich, weil der Bund noch keine

¹⁾ Rein 133.

²⁾ Malmanen 63, 64. Rein 134.

³⁾ Mémoires d'un officier suédois. Handschrift. Der Verfasser überzeugte sich auf seiner Reise durch das schwedische Finnland von der den Conföderirten ungünstigen Stimmung. Ebenso schreibt Stedingk, I. 123, 132, allgemein werde er wegen seiner Treue gegen den König gelobt; die Gegner des Königs erführen bitteren Tadel.

⁴⁾ Rein 123—125.

⁵⁾ Mémoires d'un officier. Handschrift.

⁶⁾ Sacken's Brief aus St. Petersburg vom 6. (17.) October 1788 bei Herrmann, Gesch. des russ. Staats, VI. 195, 196.

gesetzliche Form erlangt habe.¹⁾ Ein trübe Stimmung bemächtigte sich der Conföderirten, ja man sah den alten Armfeldt in Thränen. Der Anhang des Königs ward zahlreicher, die nationalen und monarchischen Tendenzen gewannen die Oberhand. Von allen Seiten waren die finnischen Regimenter von schwedischen umgeben. In Petersburg erzählte man, die Conföderirten hätten bereits sich reuig der Gnade des Königs empfohlen.²⁾

So weit war es allerdings noch nicht. Der Verkehr mit dem Baron Hastfehr und den russischen Generalen dauerte noch fort. Russischerseits wurden 16,000 Dukaten, Zobelfelle und andere Geschenke an die Conföderirten abgeschickt. Man bediente sich dabei eines ehemals in schwedischen Diensten gewesenen Offiziers Törne³⁾. Thiesenhausen, in russischen Diensten stehend, verbreitete durch einen Prediger im schwedischen Finnland Brochüren, welche gegen Schweden gerichtet waren. Gleichzeitig sprengte er aus, es seien 10,000 Mann frischer russischer Truppen und 4000 Baschkiren auf dem Wege nach Finnland: es werde von den Finnen abhängen, ob sie als Feinde oder als Beschützer kämen. Er forderte die Finnen auf, aus dem schwedischen in das russische Finnland überzusiedeln, wo die Kaiserin ihnen viele Vorrechte und Freiheiten gewähren wolle.⁴⁾ Noch andere Agenten trieben ihr Wesen in Finnland.⁵⁾ Einem von ihnen war der Auftrag gegeben, einige Fässer mit Fischen, unter denen beträchtliche Summen, zu Geschenken für die Finnen bestimmt, verborgen waren, über die Grenze zu bringen. Der preussische Gesandte in St. Petersburg, Baron Keller, erfuhr davon und bewirkte, dass die Schweden sich der Fässer bemächtigten⁶⁾. Immer noch konnten die Russen darauf zählen, in Finnland Anhänger

¹⁾ Handschrift.

²⁾ Am 17. (28.) October schreibt Chrapowitzki, der Verkehr der Russen mit den Finnen sei unterbrochen. Am 16. November schreibt er von der aus Dänemark eingetroffenen Nachricht, „que les Finlandais ont fait un acte de soumission et de repentir envers S. M. Suédoise et se sont réconciliés avec Elle.“

³⁾ Fast scheint es, dass Törne ein ähnliches Doppelspiel gespielt, wie Hastfehr, s. Rein 117. Aus unserer Handschrift geht hervor, dass ein Törne im Winter in Stockholm war und dem Könige von der Stellung der Russen bei Kexholm und Sedomolla Bericht erstattete.

⁴⁾ Ueber Thiesenhausen s. Rein 126, und d'Aquila II, 212. 213.

⁵⁾ Ueber den Pastor Karl Andreas Kyrulf, der sich später unter dem Namen „Müller“ in Nowgorod und Twer aufhielt, bedeutende Jahrgelder bezog und schliesslich in die Schweiz auswanderte, s. das russische Archiv (russisch) 1864, 906—917, Briefwechsel der Kaiserin mit Archarow.

⁶⁾ s. d'Aquila II, 187—188.

zu finden. Der Bürgermeister von Björneborg ward angeklagt, im Rathhause einen revolutionären Aufruf verlesen zu haben; dasselbe hatte ein Assessor Bose in der Stadt Wasa gethan. Der Graf Meyerfeldt liess im Winter eine „das Vaterland“ betitelte Schmähschrift in 1500 Exemplaren auf dem Markte von Lovisa durch den Henker verbrennen. Auch von einer Flugschrift des Barons Sprengtporten wird berichtet; er schmähte darin in den heftigsten Ausdrücken die dem Könige treugebliebenen Truppentheile und lobte die Conföderirten ¹⁾).

Der König verstand es vortrefflich, die Stimmungen zu seinen Gunsten auszubeuten. Schon im August hatte er in Bekanntmachungen an die Finnen den Gang der Ereignisse erläutert, Russlands Handlungsweise aufgedeckt. Nach den Ereignissen bei Gothenburg, wo es ihm gelungen war den Dänen entgegenzutreten, richtete er (6. December) wieder einen Aufruf an die Finnen, in welchem er an die Vaterlandsliebe der Finnen appellirte, vor den Russen warnte, seine Bereitwilligkeit erklärte, sein Leben zu lassen für die Vertheidigung Finnlands ²⁾). Die Finnen antworteten mit einer Ergebenheitsadresse, in welcher der Unwille über die Verrätherei und Bestechlichkeit der Conföderirten zum Ausdruck kam; man hasse das Fremdenjoch und erkenne die Weisheit der Regierung Gustafs an ³⁾). Hier und da boten die Bauern in Finnland ihre Dienste zur Vertheidigung der Grenzen an ⁴⁾). In ganz Finnland fanden militärische Uebungen statt ⁵⁾). Ein richtiger Instinkt leitete die Massen: man wollte statt der Adelsrepublik eine Monarchie.

Die Kaiserin trat den Rückzug an. In den letzten Tagen des Jahres 1788 befahl sie, man solle durch Vermittelung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten den „Russland zugeneigten“ Finnen den Rath ertheilen, auf ihre Stellung bedacht zu sein, da sie auf Russland zu bauen keinen Grund mehr hätten. „Sie mögen um Gnade bitten. Wir wollen sie nicht täuschen, ich kann ihnen nicht helfen“, sagte Katharina. ⁶⁾

¹⁾ Rein 145. *Mém. d'un off. suéd. D'Aquila II, 168, 169.* Helbig erzählt in seiner Biographie Potemkin's, die russische Regierung habe die Schrift Sprengtporten's ins Finnische übersetzen und in 1000 Exemplaren verbreiten lassen. *Minerva 1798, IV. 483 und 484.*

²⁾ *d'Aquila II, 160—163.*

³⁾ *d'Aquila II, 214—216.*

⁴⁾ *d'Aquila II, 212.*

⁵⁾ Rein 143.

⁶⁾ Chrapowitzki, Tagebuch, 30. December 1788.

Und in der That sannnen die Conföderirten auf Rettung. Der König hatte Jägerhorn zu sich bescheiden lassen, um ihn im Kampfe gegen die Dänen zu verwenden. Er stellte sich nicht und schützte Krankheit vor. Da setzte der König einen Preis von 3000 Thalern auf Jägerhorn's Kopf ¹⁾. Ebenso ward ein Preis von 3—5000 Thalern auf Sprengtporten's Kopf gesetzt ²⁾. Graf Meyerfeldt machte wohl den Versuch, den Baron auf dessen Gute in der Nähe von Borgå zu verhaften, aber dieser rettete sich durch die Flucht. Jägerhorn blieb noch eine Zeitlang im schwedischen Finnland und hielt sich auf den Gütern seiner Verwandten auf. Hier entwarf er noch den Plan eines nordischen Bundes zwischen Schweden, Russland und Dänemark. Finnland sollte, durch die Zurückgabe von Frederikshamm, Wilmenstrand und Nyflott durch Russland vergrössert, eine Republik bilden; Preussen sollte durch Pommerns Abtretung zur Guttheissung einer solchen Umgestaltung bewogen werden. Klick und andere Conföderirten nahmen an den Berathungen Theil, die auf von Essen's Gute Paaso stattfanden. Eine Dame, Fräulein Krook, machte den Schriftführer auf diesem „Unabhängigkeitsreichstage“, wie man wohl diese Sitzungen bezeichnete ³⁾.

Bald darauf erschien Jägerhorn in St. Petersburg. Als Chrapowitzki der Kaiserin davon als von einer Stadtneuigkeit erzählte, sagte sie: „Ich weiss schon! Sei still! Dir kann man's schon sagen; er ist an verschiedenen Orten gewesen, hat mit den Finnen unterhandelt und einen grossen Haufen chiffirter Briefe mitgebracht, welche Sprengtporten jetzt entziffert. Sprengtporten und Jägerhorn sind jetzt völlig unser. Die Finnen, vom Prinzen Karl bedrängt, haben uns alles mitgetheilt: die Stärke und Position der schwedischen Truppen. Sie sind bereit, im Verein mit uns die Schweden aus Finnland zu vertreiben“ ⁴⁾.

Indessen standen die Dinge ganz anders. Während man in St. Petersburg Sprengtporten belohnte, ihm Aemter und Titel verlieh, ihm zu seiner damals stattfindenden Vermählung 2000 Rbl. schenkte, liess Gustaf ihn steckbrieflich verfolgen. Während die verzweifeltsten Anhänger des Bundes sich mit kühnen Entwürfen über die Selbständigkeit Finnlands ergingen und eine Vertreibung der Schweden

¹⁾ Chrapowitzki, 16. Aug. 1788. *Mém. d'un off. suéd.* Rein 119. Weidemeier, *der russ. Hof u. s. w.* (russ.) 1846. II. 63.

²⁾ *Minerva* 1798. IV. 484. Weidemeier II. 63.

³⁾ Rein 119.

⁴⁾ Chrapowitzki, 22. November 1788.

aus Finnland für möglich hielten, war bereits ein geheimer Befehl zu ihrer Verhaftung gegeben. ¹⁾ Erst im Februar 1789 traf der Graf Meyerfeldt seine Anstalten, sich der Personen der Hauptansteller der Conföderation zu bemächtigen. Jägerhorn war bereits in Sicherheit. Major Klick erschien im Januar plötzlich auf dem Gute des Capitäns Aminoff, trat in dessen Zimmer, warf einen Packen Briefschaften auf den Tisch und bemerkte: „Man will uns verhaften. Verbergen Sie diese Papiere, davon hängt das Leben vieler hundert Menschen ab. Ich gehe nach Russland!“ Gleichzeitig mit Klick begaben sich Ladau, Glansenstjerna und Essen über die Grenze auf russisches Gebiet. ²⁾

Kothen stellte sich freiwillig. Am 7. (18.) Januar wurden verhaftet: Armfeldt, Hästesko, von Otter, Montgommery, Leonstedt, Ehnehjelm, Klingspor. Im Vorgefühl seiner Katastrophe schied Hästesko von seiner Gattin, als scheidet er aus dem Leben. Armfeldt schien ruhig der Zukunft entgegenzublicken; Leonstedt heuchelte in dem Augenblicke seiner Verhaftung übermüthige Lustigkeit beim Champagnerglase: man könne doch nicht öfter als ein einziges mal hingerichtet werden, sagte er. ³⁾

Stedingk erhielt den Auftrag, Hastfehr zu verhaften. Er erfüllte ungerne diese Pflicht gegen seinen Vorgesetzten. In Briefen an den König hat er ihn noch in dieser Zeit zu rechtfertigen gesucht. Ausser einigen geheimnissvollen Wendungen in seinen Briefen an die russischen Generale Schultz und Günzel, welche von den Schweden aufgefangen worden waren, lag augenblicklich nichts Schlimmeres gegen Hastfehr vor. Aber seine Zusammenkünfte und sein Briefwechsel boten Stoff genug zur Anklage. ⁴⁾

Das Schicksal der Verhafteten erregte Theilnahme in den Kreisen aller Offiziere. Das Volk dagegen insultirte sie während des Transportes nach Schweden. In den Strassen der schwedischen Hauptstadt hat man sie Vaterlandsfeinde und Verräther geschmäht. ⁵⁾

In Stockholm wurden mehrere Personen verhaftet, welche nachweislich mit den Conföderirten in Verkehr gestanden hatten. Alle

¹⁾ Der Verf. der Hs. behauptet, schon vor seiner Abreise habe Gustaf den Befehl zur Verhaftung der Hauptverschworenen gegeben.

²⁾ Malmanen 97, 98, s. d. Mém. Sted. I, 148.

³⁾ Rein 144, 147. Malmanen 64. Chrapowitzki 12. (23.) Januar 1789.

⁴⁾ s. Stedingk, Mém. I, 141, 144, 148. — Sandels, der einen solchen Brief erwischt hatte, erhielt einen Orden.

⁵⁾ Kaulbarz weinte beim Abzuge der Verhafteten. Handschrift. S. den Brief des Bruders Klingspor's an den Grafen Meyerfeldt bei Rein 174. — d'Aquila II, 159.

Angeklagten wurden im Schlosse Frederikshof bei Stockholm untergebracht. Dort trat das Gericht zusammen, welches auf Grund der Verfassung von 1772 das Urtheil sprechen sollte. ¹⁾

Man sagt wohl, Gustaf habe in Finnland, als er in seiner grössten Bedrängniss von dem Angriff Dänemarks auf Schweden hörte, ausgerufen: jetzt sei er gerettet. Gewiss ist, dass er den dänischen Krieg dazu benutzte, das Nationalgefühl in den Massen zu entflammen. Man weiss, wie er, seinem Ahnherrn Gustaf Wasa gleich, bei den Dalekarliern erschien, sie mit leidenschaftlicher Rede begeisterte. Die Frage vom Kriege gegen Schwedens Feinde war eins mit der Frage von der Bestrafung der Verräther zu Hause. In dem Dorfe Mora hat Gustaf im September von der Bestechlichkeit der finnischen Offiziere gesprochen. — Mit den in Folge der persönlichen Einwirkung auf das Volk zusammengerafften Freiwilligenschaaren entsetzte er das von den Dänen bedrängte Gothenburg. Der Zauber des Erfolges war auf seiner Seite. Jetzt konnte er an einen Reichstag denken, der in demselben Jahre, da in Frankreich die Monarchie vor der Autorität der „Constituante“ zusammenbrach, die Ergebnisse des Staatsstreichs von 1772 sicherstellte, eine Steigerung der königlichen Gewalt bewirkte.

Mit Spannung sahen die Zeitgenossen diesem Reichstage entgegen. Man sah ihn als ein Wagstück an. Die ausländischen Gesandten schrieben aus Stockholm, die Gährung des Adels könne dem Könige sehr gefährlich werden. In Petersburg hoffte man, dass in Stockholm der König eine Katastrophe erleben werde. Die Angeklagten in Frederikshof erwarteten von dem Siege ihrer Gesinnungsgenossen auf dem Reichstage Rettung für sich. Es bezeichnet die Spannung der Lage, dass während des Reichstages im Auslande wiederholt Gerüchte von einer in Schweden ausgebrochenen Revolution, von der Verhaftung und Entfernung des Königs auftauchten. ²⁾

Der König liess Flugschriften verbreiten, in denen die Conföderirten geschmäht wurden. Den Anhängern der nationalen Sache verlieh er Orden und Belohnungen. Die öffentliche Meinung wurde auf alle Weise zu Gunsten des Königs bearbeitet. So gerüstet eröffnete Gustaf den Reichstag mit den Worten, dass innere Zwietracht der Bundesgenosse auswärtiger Feinde sei: man solle den König

¹⁾ s. d'Apula II, 172 ff., wo von zwei russischen Geistlichen die Rede ist, welche als Spione und Agenten der russischen Regierung verhaftet worden sein sollten.

²⁾ Chrapowitzki.

nicht vom Vaterlande trennen. Seine Feinde seien zugleich die des Vaterlandes. Gleich darauf fiel der Antrag einer Minderheit: zu untersuchen, ob der Krieg gegen Russland ein Vertheidigungskrieg gewesen sei. Besonders unterstützten die finnischen Deputirten den entgegengesetzten Antrag: in einer Dankadresse dem Könige die Anerkennung des Volkes für seine Haltung während der Gefahr auszusprechen. — Einerseits wurde der Vorschlag gemacht, die Verfasser der gegen die Conföderirten gerichteten Schmähschriften zu bestrafen, andererseits wurden Reformen zu Gunsten des Bürger- und Bauernstandes, welche die Vorrechte des Adels beschränkten, durchgesetzt. Der kaiserliche Generalconsul Bozenhard mochte immerhin dem Adel in Schweden im Namen Joseph's II. die Aufrechterhaltung der Privilegien gewährleisten, für die Praxis war es entscheidend, dass Gustaf dalekarlische Freiwillige in Stockholm concentrirte, die Verhandlungen auf dem Reichstage in der Weise eines Staatsstreichs leitete, die Hauptführer der Adelsopposition verhaften liess, die Geldbewilligungen ertrotzte, deren er zur Fortsetzung des Krieges bedurfte. Eher werde sein Arm verdorren, sagte der König, als dass er einen schmachvollen Frieden mit der Kaiserin unterzeichne.

So kamen die Gesetze zu Stande, welche dem Könige noch freiere Hand liessen. Die Macht des Reichsraths war beseitigt. Diese Versammlung, in welcher recht eigentlich der oligarchische Charakter der schwedischen Verfassung zum Ausdruck gekommen war, musste ihre Competenzen zum Theil an den Reichsrath abtreten, mit welchem, zumal da die Rechte der anderen Stände erweitert wurden, schon leichter zu regieren war. Einige Millionen wurden bewilligt. Mit Gewalt war die Opposition, in deren Auftreten der König eine Fortsetzung des Gebahrens der Conföderation von Anjala sah, zum Schweigen gebracht. Der Reichstag war ein Werkzeug des Königs. Die Waffe, welche die Conföderirten gegen den König zu richten gedachten, richtete sich gegen sie selbst. Ende April schloss der König den Reichstag. ¹⁾

Noch wenige Tage zuvor hatte die Kaiserin Katharina zu Sprengporten gesagt, so lange auch nur ein Edelmann in Schweden nachbleibe, werde sie als dessen Beschützerin handeln. ²⁾ Die in Petersburg

¹⁾ Ueber die Geschichte des Reichstags s. u. A. Possalt, d'Aquila. Arndt, Geoffroy.

²⁾ Chrapowitzky, 7. April 1789.

befindlichen Schweden hofften noch auf einen Umschwung, als schon alles zu Gunsten des Königs entschieden war. ¹⁾

Für den König kam indessen doch viel darauf an, wie das finnische Heer die Nachrichten aus Stockholm aufnehmen werde. Die Conföderirten hatten die übrigen Offiziere vor den kommenden Uebergriffen des Königs gewarnt. ²⁾ Die Stimmung im Heere war keineswegs befriedigend. Der Geldmangel dauerte immer noch fort und man litt Entbehrungen aller Art. Die Flugschriften gegen die Conföderirten hatten böses Blut gemacht. Wenn u. A. darin die Behauptung aufgestellt worden war, dass von allen Offizieren nur Platen und Meyerfeldt dem Könige treu geblieben seien, so mussten Männer wie Kaulbarz und andere, die von der Conföderation nichts hatten wissen wollen, dadurch verstimmt werden. Leicht konnten sie, wenn anders noch Erfolg zu erwarten war, in das Lager der Opposition hinübergehen. Die Flugschriften, welche zur Rechtfertigung des Heeres erschienen, wurden sehr gern gelesen. ³⁾

Gustaf schrieb an die Oberoffiziere in Finnland während der Sitzungen des Reichstags, sie sollten auf die Haltung des Heeres achten und demselben zu bedenken geben, dass jetzt der geeignete Moment sei Frieden zu machen mit dem Könige. ⁴⁾

Sehr verschieden wirkte die Nachricht von den Ereignissen in Stockholm auf die verschiedenen Elemente im Heere. Graf Stedingk schrieb dem Könige, er sei unwohl gewesen, aber die Botschaft von dem Siege des Königs über den Adel habe ihn gesund gemacht. Uebrigens, fügt er hinzu, gefällt mir die Stimmung im Heere nicht. Alle wollen Frieden. Er ermahnte den König zur Nachsicht. Gustaf schrieb zurück, die Zeit der Mässigung sei vorüber. ⁵⁾

Wir dürfen dem Berichte eines Augenzeugen, eines Anhängers des Königs, Glauben schenken, dass die Ergebnisse des Reichstages

¹⁾ Chrapowitzki.

²⁾ Mém. d'un off. suédois. Handschrift.

³⁾ Ueber den Mangel im Heere s. u. A. Stedingk I. 135, 148, 155, 167. Ueber die Wirkung der Flugschriften s. die Mém. d'un off. Hs. Der Verfasser, Adjutant des Generals Kaulbarz, theilt interessante Einzelheiten über das Benehmen desselben mit. Von den Flugschriften der königlichen Partei sagte Kaulbarz: „Avouez, qu'il est atroce d'imprimer de telles misères“.

⁴⁾ „Il faut veiller dans ce moment plus que jamais sur l'esprit de l'armée et lui faire comprendre, que voici le moment de se raccommoder avec moi et de réparer ses fautes passés.“ Hs

⁵⁾ Sted. I, 155, 162. „Les temps des ménagements sont passés“.

im finnischen Heere keine günstige Aufnahme fanden. Die entschiedenen Anhänger des Königs wurden von ihren Kameraden mit Mißtrauen betrachtet; man behandelte sie mit auffallender Kälte. Als der Verfasser unserer Handschrift Urlaub verlangte, um nach Stockholm zu reisen, verweigerte ihm der General Kaulbarz, dessen Treue zu schwanken schien, den Urlaub; man fürchtete, der Offizier werde in persönlichem Verkehr mit dem Könige demselben allzugenaue Rechenschaft von der Stimmung im Heere ablegen. Als derselbe in Stockholm in der That zum Könige hielt, wurden von Seiten des Adels Drohungen gegen ihn laut. Als der König verlangte, das Heer solle die auf dem Reichstage durchgesetzten Verfassungsänderungen durch einen neuen Huldigungseid anerkennen, lehnte der Graf Meyerfeldt eine solche Maassregel unter dem Vorwande ab, dass es überhaupt unangemessen sei, dass das Heer sich allzuviel mit der Politik befasse. Dagegen meinte man, der eigentliche Grund der Ablehnung sei die Besorgniss vor der Rache des Adels gewesen).¹

Wir verweilen nicht bei den Einzelheiten des Processes der Angeklagten im Schlosse Frederikshof. Erst im Jahre 1790 wurden die Acten der Untersuchung geschlossen. Jägerhorn, Sprengtporten, Hastfehr, Ladau, Glansenstjerna, Hästesko, Otter, Ehnehjelm, Klingspor und Kothen wurden zum Tode verurtheilt. Der König bestätigte kaum die Hälfte dieser Urtheile. Nur Hästesko ward hingerichtet, die anderen mit Verbannung oder Gefängniss bestraft. Der alte Graf Armfeldt blieb bis an seinen Tod in der Haft. Hastfehr lebte internirt auf seinem Gute in Finnland.

Es erregte in Schweden Unwillen, dass der König den Obersten Hästesko nicht begnadigte. In Ausdrücken heftiger Erregung schrieb der Gesandte über die Hinrichtung.²⁾ Mit scharfen Worten liess Katharina, die soeben den Frieden von Werelä geschlossen hatte, dem schwedischen Gesandten in St. Petersburg, Grafen Stedingk, ihre Unzufriedenheit bezeigen. Igelström, der dem Gesandten darüber Bemerkungen zu machen hatte, erwähnte, es seien vor wenig Jahren

¹⁾ Mag immerhin d'Aquila von dem Jubel reden, mit dem man die Nachricht von der Vereinigungs- und Sicherheitsnote in Finnland aufgenommen haben soll! Wir folgen der Darstellung des Verfassers der Handschrift.

²⁾ s. Geoffroy in der Revue des deux mondes LIX., S. 670. Man verdachte es dem Könige, dass er am Abend vor der Hinrichtung auf der Hochzeit eines Hoffräuleins besonders fröhlich erschien.

in der von ihm verwalteten Provinz drei Usurpatoren nacheinander erschienen, welche sich für den Kaiser Peter III. ausgaben, und keiner derselben sei hingerichtet worden. Ohnehin, bemerkte er, gab es viele Unzufriedene in Schweden. „Um so nöthiger war es, ein Beispiel der Strenge zu geben“, sagte hierauf Graf Stedingk.

So schloss die Conföderation mit völligem Misslingen. Sie hatte Russland genützt indem sie die Fortsetzung des Krieges vertagte und der Kaiserin Zeit liess zu rüsten. Sie hatte dem Könige zu einem ferneren Staatsstreiche Gelegenheit geboten. Mochte immerhin die Unzufriedenheit des Adels hier und da Ausdruck finden, u. A. in der bald darauf erfolgten Katastrophe des Königs: die Institutionen des letzteren blieben. Nicht nur war es nicht gelungen, den Staatsstreich von 1772 ungeschehen zu machen —, es verstand sich wie von selbst, dass, als nach dem Tode Gustaf's der Regent, Karl von Südermannland, die Huldigung des Adels entgegennahm, die neuen staatsrechtlichen Bestimmungen des Jahres 1789 beschworen wurden. Die Zeit der Adelherrschaft war für immer zu Ende.

Eine Lostrennung Finland's von Schweden ist dann wohl später erfolgt, aber doch in anderer Weise als die Conföderirten beabsichtigten. An ein selbständiges Finland war nicht zu denken.

A. Brückner.

Ueber das Verhältniss von Natur- und Geisteswissenschaft.

Ein Wort zur Abwehr und Verständigung von Prof. Dr. A. v. Oettingen.

Es ist häufig das Geschick grosser sachlicher Fragen, dass sie durch den Kampf, durch das Aufeinanderplatzen der Geister wachgerufen, gefördert und der Entscheidung näher geführt werden. Zwar will der Mahnruf, bei der Sache zu bleiben und persönliche Attaquen zu vermeiden, stets beherzigt sein, wenn die kritische Auseinandersetzung der Gegner erspriessliche Früchte, d. h. die Klärung des wissenschaftlichen Problems zu Tage fördern soll. Aber man darf in dieser Hinsicht auch nicht zu scrupulös sein. Selbst bei tendenziöser und rücksichtsloser Polemik, die dem Feinde auf den Leib rückt, wird doch ein bleibendes Resultat für die Culturgeschichte der Menschheit gewonnen, wenn nur das Motiv und der Zweck der Befehdung nicht Hass und Verunglimpfung des Gegners, sondern Liebe zur Wahrheit und Vertheidigung des Rechts ist. Kann doch auch im grossen historischen Kampf der Völker, wie im Streit der Individuen, ein Siegespreis nicht ohne Rüstung und Waffen, nicht ohne Blut und Wunden errungen werden. Wir, — ich meine namentlich wir Baltiker, — sollten uns hüten vor jener zimpferlichen Sentimentalität, die sich im „noli me tangere“ gefällt und nur mit Glacéhandschuhen angefasst sein will. Wir müssten es lernen, uns zu freuen über jeden Fehdehandschuh, der auf der Arena des Geistes uns hingeworfen wird. Wir sollten jeden ehrlichen Krieg dem faulen Frieden vorziehen. *Si vis pacem, para bellum*, sagten die Römer. So soll auch jegliche „Abwehr“ die feierliche Verständigung im Auge behalten, nach dem alten wohlbewährten Satz des griechischen Kirchenretors: *ὁ ἐλέγχων μετὰ παρρησίας εἰρηνοποιεῖ*, ein Satz, der im Deutschen sich am besten ausdrücken liesse durch das Wort: ehrlicher Kampf bringt soliden Frieden.

Deshalb hebe ich auch gern den Fehdehandschuh auf, den mir, dem jüngeren Kämpen, ein hochbetagter Greis auf dem Felde der

Wissenschaft in diesen Blättern vor die Füße geworfen. Ich kann es der verehrl. Red. nur danken, dass sie nicht, wie es manche in falscher Aengstlichkeit für nöthig und angemessen gehalten zu haben scheinen, aus irgend welcher Rücksicht jenem ergrauten Manne das Wort versagt hat, welcher selbst von sich bekennt, dass er „den Verhandlungen, die in den Lehren der dorpater theologischen Facultät sich kund gegeben, seit mehr denn einem halben Jahrhundert gefolgt sei.“ Ich kann es auch diesem meinem würdigen Gegner nur Dank wissen, dass er von seinem Standpunkte aus offen und schonungslos mein Buch über „die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre“, dass er meine „Socialethik auf empirischer Grundlage“ einer Kritik unterzogen hat*), die gewiss in weiteren Kreisen für die hier vorliegende Streitfrage, für das riesige Problem über das Verhältniss von Nothwendigkeit und Freiheit, von Natur und Geist, von physischem und sittlichem Gesetz das Interesse wach gerufen und gefördert hat.

Bedauern muss ich es freilich, dass er nicht mit aufgeschlagenem Visir ins Feld rückt, wie das bei jeder kritischen Arbeit, welche die Person des Gegners nicht schont, selbst dann wünschenswerth erscheint, wenn an dem Hinterhaupt des letzteren noch so lange Zöpfe „bammeln“ sollten. Ich lasse zunächst ruhig die Zöpfe „hinten hängen“, die mein Gegner in offener Theilnahme und liebevollem Mitleid an mir erschaut zu haben glaubt, und will wenigstens in der Hoffnung, dass der Zopfschmuck mich im Aufsetzen des Helmes nicht hindert, mit offenem Visir ihm entgetreten und dabei die Pietät nicht aus dem Auge lassen, die einem, wenn auch in Anonymität gehüllten Gegner gebührt, der bereits ein Jahrzehent vor meiner Geburt mit reifem Urtheil das Wachsthum der Wissenschaft verfolgt, und nicht blos die gegenwärtigen „knorrigen Eichen“ der dorpater „Kirchlichkeit“ genau kennt, sondern auch dem „feuchtwarmen Sirocco des Pietismus“ wie der „frischen Brise des gemeinen Rationalismus“ gelauscht hat. Ich weiss kaum einen zweiten Nestor der Wissenschaft unter uns, dem ein solcher Gesichtskreis für die zurückschauende Beobachtung zu Gebote stünde. Ich will daher den Werth seiner Worte nicht unterschätzen, noch auch stillschweigend an ihnen vorübergehen. Sie sollen mir sein — „quot verba, tot saxa“, falls sie ihrem Materiale nach solide und auf ihrem Fundamente fest gefügt erscheinen. Aber das Recht der Prüfung, resp. der

*) Vergl. Balt. Monatsschr. Neue Folge, 1870. S. 100—110 u. S. 198—215.

Selbstvertheidigung, wenn jene verba wie saxa einem an den Kopf fliegen, wird mir durch die Rücksicht auf das Alter meines unbekanntem Gegners nicht streitig gemacht werden können. Ja, der wissenschaftliche Selbsterhaltungstrieb zwingt mich, zunächst persönlich mich mit ihm auseinanderzusetzen, um durch Wegräumung von Missdeutungen, Missverständnissen und offenen Selbstwidersprüchen, die ich bei meinem Gegner glaube nachweisen zu können, mir den Boden zu ebenen für die Klarlegung des sachlichen Hauptproblems, das nicht blos uns beide, sondern hoffentlich alle Leser der Balt. Monatsschrift interessirt, ich meine das Verhältniss zwischen Natur und Geschichte und die demselben entsprechende Beziehung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft.

Zunächst sei es mir gestattet, meine eigene wirkliche Ueberzeugung von dem Beiwerk zu säubern, das sich in der Darstellung meines Gegners gewiss unbewusst eingeschlichen. Denn er muthet mir hier und da Gedanken zu, die mir gänzlich fremd sind, und spricht mir Gedanken ab, die fast auf jeder Seite meines Buches zu lesen sind.

Zu der ersteren Gruppe gehören solche Aussprüche, die mein Gegner, sie aus dem Zusammenhange herausreissend und dadurch in ihr Gegentheil umdeutend, dazu verwendet, um mich bei meinen theologischen Fachgenossen als einen Apostaten, als einen Jünger der Naturwissenschaft, der so zu sagen, fremdes Feuer auf den orthodoxen Altar trage, zu verdächtigen. Ich werde meinen dogmatischen Collegen denuncirt als ein Abtrünniger, dem es „gewissermaassen wie dem Paulus ergangen sei, der aus einem Verfolger der Christen (hier der Naturforscher) ein Bekenner ihrer Principien wurde.“ Denn ich „scheue“ mich ja nicht zu bekennen, dass ich „gleichsam müde geworden von fruchtloser moralischer Denkarbeit als ein erlöster und bekehrter Sisyphus mich auf die nüchterne Wirklichkeit besonnen, und statt ethischer Speculationen und theologischer Dialektik die Gesetze der sinnlichen Bewegungen in mathematischer Unwiderlegbarkeit zu entwickeln“ unternommen habe! „Das ist es gerade“, — so fügt mein naturwissenschaftlicher Freund hinzu (S. 103), — „warum wir die Moralstatistik, von einem Professor der Theologie in Dorpat verfasst, als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen.“

Ich möchte meinen Freund doch bitten, die hier durchschimmernde Schadenfreude noch ein wenig zu suspendiren und erst an der betreffenden Stelle, S. 2 meiner Sociaethik, nachzulesen, was ich eigentlich

gesagt. Die Worte stehen allerdings in meinem Buche, aber — der Unterschied ist gewaltig — nicht als meine Ansicht, sondern als Meinung und Erwartung jener „grossen Menge der Gebildeten“, bei welchen ich auf Zustimmung glaube rechnen zu können, wenn ich jenes thäte oder also mich verhielte, wie jener Satz es ausspricht. „Ungemeine Kraft in dem Wenn“, sagt Probstein der Narr. Ich habe jenen in bedingter Form des Conjunctivs ausgesprochenen Sätzen ausdrücklich hinzugefügt: „allein so einfach liegt die Sache nicht!“ — und desavouire also jene Erwartung und Voraussetzung. So kann dem Leser nur zu leicht ein X für ein U gemacht werden durch blosser Weglassung eines „Wenn“ und durch Umbeugung des Conjunctivs in den Indicativ! Auch weiss mein Gegner es sehr wohl, dass ich meine „Gesetze sinnlicher Bewegung“ nicht „in mathematischer Unwiderlegbarkeit zu entwickeln“ die Absicht habe oder für möglich erachte, sondern er führt es selbst an (S. 201), dass ich auf diesem Wege der inductiven Schlussfolgerung lediglich „hypothetische Gesetze“ gewinnen wolle, die nur „Ausdruck zeitlicher Empirie seien, aufgefunden mittelst einer die Thatsachen combinirenden und ihren Zusammenhang deutenden Denkoperation.“

Noch also bin ich kein bekehrter Sisyphus, der etwa aus dem Lager der Theologie in der Art auf das Feld der Naturforschung übergegangen wäre, dass er die Spreu theologischer Principien und Ueberzeugungen gegen das Gold der experimentellen Methode einzutauschen für seine Aufgabe hielte. Es lässt sich für solch einen Schluss auch kein einziges Wort meines Buches anführen oder verwenden. Lernen will ich nur, und das mit Freuden, von den Resultaten der empirischen Beobachtung und realistisch ist mein Streben durch und durch. Aber ich betone es ausdrücklich, dass „die Welt des Geistes auch als eine grosse Welt zusammenhangsvoller, nur anders gearteter Realitäten“ erkannt sein wolle. Und wenn ich es für den Theologen eine gute „Zucht und Schule“ nenne, an exacte, präzise und messbare Bestimmungen sich zu gewöhnen und die Thatsachen reden zu lassen, so brauche ich zu solch einem Bestreben wahrlich nicht, wie mein Gegner voraussetzt (S. 101 f.), durch die in jeder Hinsicht phrasenhaften Reden eines Schleiden erst angeregt worden zu sein. Wenn irgend jemand oder irgend etwas von der naturwissenschaftlichen Methode abschrecken konnte, so waren es die schleidenschen Nebelgebilde von dem „auf halbem Wege zur Vernunft stecken gebliebenen Vetter Gorilla“ u. dergl. m. Nicht jene engeren Kreise der Verständigen, in welchen man früher schon „ähnliche

Reden“ geführt haben soll, sondern der gesunde wissenschaftliche Sinn unserer Universität und ihrer studirenden Jugend hat die Hohlheit dieser trivialen Hypothesensucht, die alles eher ist als exacte Naturwissenschaft, fast instinctiv durchschaut. Schleiden wich nach Jahresfrist aus Embach-Athen mit einem „Weh mir, ich bin erkannt“! Und er soll der Apostel gewesen sein, der mich armen theologischen Saulus zu einem naturwissenschaftlichen Paulus umgewandelt und bekehrt hat; oder die Hebamme, welche mit ihrer „dörpt-historischen Mission“ mein Werk als „gereiftes Geistesproduct“ hat zur Welt bringen helfen! *Risum teneatis amici!*

Aber mein geiserer Gegner scheint es mit dieser „Anerkennung“ meiner wissenschaftlichen Umkehr zur naturwissenschaftlichen Fahne auch keineswegs ernst gemeint zu haben. Wenigstens bewegt er sich in dieser Hinsicht in einem ähnlichen Selbstwiderspruch, wie überhaupt in der Beurtheilung meiner Leistung, wofür ich viele Beispiele anführen könnte. Wenn er zuerst (S. 105) mein Werk nach einem „grossartigen Plane angelegt“ findet, und doch bald darauf (S. 110) erklärt, dass in diesem Plane selbst das Material durchgehends anders gruppirt sei, als nach meinem eigenen Schema zu erwarten stand;*) so lässt sich, meiner Ansicht nach, beides kaum mit einander vereinigen. Oder wenn er am Schluss seiner Deduction bei Gelegenheit meiner Beurtheilung des Todes unbewiesener Maassen nur ein „Spielen mit tönenden Repräsentanten von Phantasiegebilden und ein „Schöpfen aus dem Leeren ins Bodenlose“ zum Vorwurf macht, ja durch solch ein „Schöpfen“ die „Hirnfuction in eine derart bedenkliche schiefe Richtung“ gebracht sieht, dass er bereits „die somatische Grundlage des Irrsinns“ (S. 215) in schauer-

*) Wen es interessirt, diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, der blicke nur in das Inhaltsverzeichniss meines Buches. Auf den ersten Blick muss dem aufmerksamen und wohlwollenden Leser klar werden, dass die eine Gruppierung (der Einflüsse) formaler, die andere Eintheilung (Lebenserzeugung, Lebensbethätigung, Tod im Organismus der Menschheit) sachlicher Art ist. In jedem dieser sachlich geordneten Abschnitte gehe ich aber bei der Detailsausführung auf die vorher gruppirtten „Einflüsse“ in soweit näher ein, als das statistische Material es erlaubt, indem ich sowohl die physischen als auch die geistig-sittlichen Einflüsse, nach ihrem universellen, socialen und individuellen Charakter in Beziehung auf das zu untersuchende Phänomen stets unterschiedlich ins Auge fasse, wie ich das ausdrücklich bereits S. 312 dargelegt und motivirt habe. Das Quidproquo meines Gegners ergiebt sich durch den logischen Fehler, welcher oft begangen wird, dass man nämlich verschiedene Kategorien in einander mengt. Die Logiker bezeichnen das als eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*.

licher Ahnung voraussieht, so lässt sich nicht verstehen, wie er in der gleich darauf folgenden Schlussentenz sich dahin aussprechen kann, dass man „in allen Ehren auf solch ein bei uns gereiftes Geistesproduct stolz sein könne“ (S. 215)?

In gleichartigem Sic et Non, Ja und Nein, bewegt er sich in Betreff meiner Stellung zur Naturwissenschaft. Nachdem er im ersten Artikel, wie wir sehen, freundlich der wundersamen Thatsache zugelächelt, dass „der Orthodoxe mit Ruhe die Ergebnisse der Naturforschung studire und als berechtigt anerkenne“ (S. 100), geht der zweite Artikel (S. 198 f.) von der Voraussetzung aus, dass „gegen die wie ein *ceterum censeo* wiederkehrende Verurtheilung der Naturwissenschaft“ Protest erhoben werden müsse. Dass zu jenen „Männern der Geisteswissenschaft“, die sich solcher refrainartigen Verurtheilung schuldig machen, nach der Meinung des Verf. auch ich gehören soll, geht nicht bloss aus dem Tenor der ganzen Argumentation hervor, sondern ist auch auf S. 213 ausdrücklich zu lesen, wo die „letzte Bemerkung gegen das beliebte *ceterum censeo* unseres theologischen Statistikers, — das bin ich doch? — zu lesen ist. Derselbe Mann, der mit Ruhe die Ergebnisse der Naturforschung studirt und als berechtigt anerkennt“, erhebt ein Zetergeschrei gegen dieselbe, um sie zerstört zu sehen; — ein wahres Monstrum, das sein eigenes Kind frisst, ein Wahnsinniger, der in seinen eigenen Eingeweiden wühlt!

Meine Fachgenossen mögen sich also beruhigen. Das *hic niger est* klingt stärker durch, als die Anerkennung der Geistesgemeinschaft mit dem Deserteur. „Ich bin und bleibe eben der voreingekommene Theologe, der keinen ächten naturwissenschaftlichen Instinct hat. Jene freudig begrüßte Bekehrung hat im Handumdrehen einem Renegatenthum Platz gemacht. Mag mein ganzes Werk den Ernst beweisen, mit dem ich den naturwissenschaftlich errungenen Resultaten lausche, — ich bin und bleibe eben ein Theologe, bei dem es so einem Manne wie Buckle „schlimm gehen“ muss, weil derselbe „auch gar zu erbost ist auf clericalen Dogmatismus“ (S. 108). Als ob ich in meiner ersten wissenschaftlichen Kritik dieses vielgerühmten und meist überschätzten Buches irgend andere Argumente zur Darlegung der durchgehenden Begriffsverwirrung desselben gebraucht habe, als die mir in der buckleschen Deduction selbst an die Hand gegebenen Momente! Meinen dogmatischen Standpunkt habe ich dabei gänzlich bei Seite liegen lassen. Das muss mir auch der schroffste Gegner zugeben, es sei denn, dass er das Gegentheil beweise und meine streng sachliche Argumentation entkräfte.“

Indessen hätte die Behauptung, dass ich der Naturforschung feindlich gegenüberstehe, wenigstens einen Schein von Berechtigung, wenn es wahr wäre, was mein Gegner (S. 108) ausspricht, dass ich „der Vererbungskraft, dieser Grundeigenschaft der pflanzlichen und thierischen Organisation“ nirgends in dem Schema meines Werkes gedacht haben soll. Das ist beispielsweise solch ein Gedanke, der mir abgesprochen wird, obwohl er fast aus jedem Blatte meines Buches zu lesen ist. Bereits in jenem grundlegenden Schema, das mein geehrter Gegner selbst eine „erschöpfende Aetiologie“ nennt, fehlt jenes Moment keineswegs. Sowohl unter den „physischen Einflüssen“, unter denen die angeborenen Momente der „Nationalität, Rasse, Abstammung, physische Anlage, Temperament, Geschlecht“ aufgezählt werden und, wie sich von selbst versteht, auf Vererbungskraft zurückgeführt sein wollen, sondern auch in der Kategorie der „geistig-sittlichen Einflüsse“ (S. 310) finden sich diejenigen Ursachen ethischen Verhaltens angeführt, welche in der „Gattung“, in dem „Familientypus“ und in dem durchschlagenden „Einfluss der Aeltern“ vorliegen. Sogar in der Schlussrubrik, welche die „individuell wirkenden, den Charakter des Einzelnen bedingenden Ursachen geistiger Art“ aufzählt, findet jeder Leser obenan die „persönliche Herkunft, Geburt (ehelich oder unehelich), Stand der Aeltern, geistige Anlage“ etc. hervorgehoben.

Wie sollte auch in einem Buche, das die bisherige Ethik aus dem Individualismus und Atomismus zu befreien sich zur Hauptaufgabe macht, das die sittliche Verschuldung stets als eine Collectiv- und Erbschuld auffasst und das Gesetz der Solidarität überall in den Vordergrund stellt, die Vererbungskraft ignorirt werden? Ich gehe in meinem Glauben an Vererbung sogar so weit, dass ich den von Vogt ausgesprochenen, von Moleschott utiliter acceptirten Gedanken, dass „der Mensch die Summe sei von Aeltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, Schall und Licht“ keineswegs — wie mein Gegner mir S. 211 fälschlich vorwirft — als einen „Trugschluss“ bezeichnet habe, sondern im geraden Gegentheil als eine, wenn auch roh und einseitig formulirte „Bezeichnung für die unleugbare Wahrheit, dass kein Mensch sich selbst erzeugen oder gestalten kann, weder geistig noch leiblich, sondern als Glied eines vielgestaltigen Organismus nach Gottes Weltordnung ins Dasein tritt und sich dem ihm eigenen Typus gemäss entwickelt“ (S. 356).

Selbst die geniale Anlage, die sogenannte „Originalität“ eines Menschen führe ich auf die origo, auf den eigenthümlichen Ursprung

in Zeugung und Anlage zurück. „Schiller und Shakespeäre, Mozart und Beethoven, sie waren Dichter und Musiker in der Wiege und Rafael wäre auch ohne Hände ein Maler gewesen. Die Behauptung, dass dem entsprechend auch sein physischer Organismus als Träger der Seele geartet war, kann nicht Bedenken erregen. Hat ein Mensch Geist, so sehe ich das an seinem Leibe, seinem Auge, seiner ganzen Bewegung und Erscheinung . . . Ist doch überall — bis auf Worte und Geberde — die Materie der Träger, das Medium für die Geistesmittheilung innerhalb menschlich geschichtlicher Lebensverhältnisse. Warum sollten wir vor dem Gedanken zurückschrecken, dass unser persönliches Dasein und Sosein, unsere ganze geistig-seelische Natur durch die Zeugung von Vater und Mutter zunächst bedingt sei, dass durch göttliche Erhaltungsordnung auf dem Wege der Empfängniss und Geburt die einzelnen Seelen entstehen und daher auch eine eigenthümliche geistige Mitgift auf den Weg bekommen. Jede eigenthümliche Begabung ist als Anlage durch die Erzeugung bedingt. Man spricht mit Recht von angeborenen Qualitäten. Selbst in der rechtlich-socialen Sphäre ruht das, was wir Erbrecht (näher: Intestaterbfolge der Descendenten) nennen, entsprechend der allgemeinen Wahrheit, dass all unser geistiger Besitz der Anlage nach von unseren Erzeugern stammt, darauf, dass die Kinder ein Theil des älterlichen Wesens sind und dass die Aeltern mit ihrem Naturleben auch ihr Personleben gewissermaassen in jenen fortsetzen, ohne es selbst zu verlieren. Warum sollte nicht auch auf ethischem Gebiete, in Betreff der Qualität des individuellen Willens, eine Mitgift, ein Erbrecht oder eine Erbschuld zugestanden werden können, da alle sittlichen Fragen den Charakter solidarischer Verhaftung innerhalb menschlichen Gemeinschaftslebens an sich tragen? Die Ueberzeugung, dass jeder Einzelne die sittliche Entartung (Degeneration) in Folge der Artung (Generation), also von Vater und Mutter an sich trägt, ja die specifischen älterlichen Schoossünden in eigenthümlichen Mischungsverhältnissen wieder darstellt, — sie ruht auf unleugbarer und greifbarer Erfahrung, mag man sie anerkennen und begreifen oder nicht.“

Ich habe mit Absicht einen, diese Frage berührenden Hauptpassus aus meinem Buche hergesetzt, damit jeder Leser, auch der mit demselben unbekante, es mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, wie gerecht mein Gegner mich behandelt. Ja ich glaube noch mehr sagen zu müssen. Er hat, trotz seiner darwinistischen Theorie und einzelner dahin zielenden Behauptungen, selbst

keine Ahnung von der Macht geistiger Vererbung auf dem Wege geschichtlicher Tradition, wenigstens bleibt er sich nicht consequent und bewegt sich auch hier fast harmlos in klaffendem Selbstwiderspruch. Auf S. 103 f. betont er „den ungeheuren Vorrath von natürlichem Wissen“, das der Einzelne „als durch Aeonen hindurch angesammeltes Kapital mit sich auf die Welt gebracht“ habe, gleichsam „eine Erbschaft geistiger Ersparnisse“. Je bereitwilliger ich solch ein schönes und wahres Wort als mir aus der Seele gesprochen anerkennen muss, desto mehr muss ich es bedauern, dass mein darwinistischer Freund jenen Gedanken nicht consequent durchdenkt. Uns „Männern der Geisteswissenschaft“ macht er zum Vorwurf, dass wir es „den Ur-Ur-Ahnen nicht einmal Dank wissen wollen, dass wir geworden sind, was wir sind“! Allein bereits ein paar Seiten später (S. 105) finden wir das erstaunliche Bekenntniss: „den Naturforschern bleibe keine Zeit übrig zum gemüthlichen Lesen in vergilbten Schriften und Documenten menschlicher Verirrungen; — sie denken nicht nach Anderen, sondern selbst“!

So scheinen also nicht die „Männer der Geisteswissenschaft“ zu den „Vornehmsten unter den Vornehmen“ gerechnet werden zu müssen, wie mein geehrter Gegner spöttisch will und thut, sondern das Prestige bleibt jenen Männern der Naturforschung, welche „Selbstdenker“ in des Worts verwegenster Bedeutung sind. Wer wird sich nicht beugen vor der Majestät dieser schlechthin originellen Autodidacten! Wer wagte es an der Souveränität des „Selbstdenkers“ zu kritteln und zu rütteln? Makellos steht sie vor uns, ein Bild aus Erz, imponirend jedem Staubgeborenen, die „eigenen“ Gedanken werden aus ihr geboren, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Wir gerathen in Versuchung, wie einst Tiberius nach der Meldung des Tacitus von Curtius Rufus sagte, in das bewundernde Bekenntniss auszubrechen: *Ex se mihi natus esse videtur ille!* Ohne Vater, ohne Mutter, ein moderner Melchisedek, steht der unheimliche Naturforscher da, der sein originelles Gemüth nicht durch „Lesen in vergilbten Schriften“ degradiren möchte, um nicht den Ruhm des Selbstdenkens einzubüssen. Wird man nicht unwillkürlich dabei an das alte Dichterwort erinnert: „Ein Quidam sagt: ich bin von keiner Schule, kein Meister ist mit dem ich buhle“ u. s. w. u. s. w.

Doch brechen wir ab. Die Sache ist zu ernst zum Scherz, obwohl bei solcher Gelegenheit es einem schwer fällt: *satiram non scribere*.

Sollte wirklich jener „eigene Genius“, von welchem nach der Behauptung meines Gegners (S. 200) die „Männer der Naturwissenschaft“ geleitet werden, während die „Männer der Geisteswissenschaft“ auf „Eisenbahnen, die ihre Ingenieure schon vor Alters abgesteckt und erbaut haben“, zu einem „vorausbestimmten Ziele“ die Reise antreten, — sollte jener „Genius“ nicht dem Gesetz der Vererbung, hier der geschichtlichen Tradition, mit unterworfen sein? Ich glaube, der „theologische Moralstatistiker“ ist in dieser Hinsicht der berechtigten Grundidee des Darwinismus treuer geblieben als der Naturforscher, wenn jener in seinem Buche den Gedanken durchführt und inductiv zu beweisen unternimmt, den er schliesslich im „Gesetz der geschichtlichen Tradition“ (S. 961 f.) zu formuliren sucht. Ihm erscheint, wie im Rechtsleben, so auch in dem gesammten geistigen Culturleben die „Zeit- und Fachbildung bis auf die einfachste Kunsttechnik herab als eine Ablagerung des gesunden Menschenverstandes unzähliger Individuen, als ein Schatz von Erfahrungssätzen, von denen jeder tausendfältig die Kritik des denkenden Geistes und des praktischen Lebens hat bestehen müssen“. Und: „wer sich dieses Schatzes zu bemächtigen weiss, der operirt nicht mehr mit seinem eigenen schwachen Verstande, der stützt sich nicht bloss auf seine eigene schwache Erfahrung, sondern er arbeitet mit der Denkkraft vergangener Geschlechter und der Erfahrung verflössener Jahrhunderte“.

Mit Recht spricht sich der Gelehrte, von dem ich diesen Satz in meine Socioethik (S. 769) herübergenommen, dahin aus:*) „er kenne kein Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens, auf dem nicht der schwächste, der mit der Intelligenz und Erfahrung von Jahrhunderten operirt, dem Genie, das dieser Beihilfe entbehrte, überlegen wäre.“

Wir brauchen ja bloss daran zu erinnern, dass jeder Mensch in seinem geistig-sittlichen Typus bereits bedingt erscheint durch die Volks- und Muttersprache, die ihn umgibt und ihm vom Moment der Geburt ab die geistigen Lebenselemente zuführt, die er einathmet und von denen er so viel assimilirt und, sei es auch unbewusst, ver-

*) Vergl. Ihering, Geist des röm. Rechts, Bd. II, Abthl. 2, S. 331 f. Mir aus dem Herzen gesprochen und meiner wissenschaftlichen Denkerfahrung vollkommen entsprechend ist auch das Wort, das sich in der Vorrede zu der genannten Abtheilung findet: „das Beste von dem, was wir zu finden glauben und das Unrige nennen, schwebt in der Atmosphäre, — eine reife Frucht am Baume der Zeit, die wir nur brechen, nicht erzeugen.“

arbeitet, in eigenes Fleisch und Blut verwandelt, als seine Natur Receptivität dafür hat und seine eigenthümliche Begabung es ermöglicht. Wie wir mit der Muttermilch unser leibliches, so erhalten und mehren wir mit der Muttersprache unser geistiges Lebensblut und werden also ohne unser Wissen und Wollen als Familienglieder bereits eingesenkt in ein volksthümliches Ganzes, und lernen mit der Muttersprache zugleich das Vaterland als den geistigen Schooss unseres Daseins mit innerlicher Pietät verehren, als den Schooss, der uns gleichsam zur Culturwelt geboren. Selbst das Sprechen der Kinder ist nicht, wie sich Lazarus missverständlich ausdrückte,*) eine wirkliche „Sprachschöpfung“, sondern immer nur individualisirte Sprachaneignung im Zusammenhange mit Sprachanlage.

Das Wort und die Sprache ist also der grosse Culturträger, der uns die Gewissheit verbürgt, dass es nicht bloss eine individuelle, sondern eine Völkerpsychologie giebt, in der unsere geistige Einzelexistenz nicht aufgehoben, sondern warm geborgen erscheint, so dass alle geistigen Leiden und Freuden, die Selbstquälerei und die Begeisterung, der Jammer und die Freude der Bildung, wie sie im Ganzen pulsirt, von dem Einzelnen als einem integrireuden Theile in wundersamer Vibration mitempfunden wird.

So ist es die Bildung, welche die Kluft zwischen den einzelnen Staaten und Völkern überbrückt und den Humanitätsgedanken aus sich heraus gebiert. Und wir Einzelne verdanken, was wir erwerben und was wir besitzen, ja selbst was wir produciren und geistig schaffen, zum grossen Theile der Tradition. Die Wurzeln unseres geistigen Wachsthums sind eingesenkt in den Boden der Geschichte und saugen aus diesem ihre Nahrung. Wenn wir irgend ein einzelnes Gebiet der Bildungssphäre unbefangen und ohne Vorurtheil ins Auge fassen, so muss ebenso der Wahn des Autodidakten, der die Weisheit, die er reproducirt, aus seinem Hirn meint erzeugt zu haben, als auch — wenn ich so sagen darf — die Einbildung des Autotheleten schwinden, der die Selbstthätigkeit als unbedingte Freiheit der Selbstbestimmung rühmt. Beide legen aber damit ein Zeugniß ihrer Unbildung oder Einbildung ab; denn wahre Bildung macht

*) Vergl. Lazarus, „Ursprung der Sitten“, 1867, S. 9; und desselben „Leben der Seele“ II., 3. Sagt doch Lazarus selbst (Urspr. der Sitten S. 19): „Die Ausbildung der Individualität ist das Product der Geschichte“. Vergl. auch Schleicher, „Zur vergleichenden Sprachengeschichte“, 1848, S. 17; und desselben: „Sprachen Europa's“, woselbst es S. 12 unter Anderem heisst: „Geschichte und Sprachbildung sind sich ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes“.

bescheiden. Beide vergessen, dass die geistige Collectivbewegung, wie sie in Sprache und Cultur, Religion und Sitten sich gesetzmässig d. h. organisch fortschreitend gestaltet, sie geboren und gross gezogen; dass der Geist der Muttersprache und Volksdichtung sie umwoben hat wie eine unabweisliche, lebenbedingende Luft; dass sie, wie durch Sprechen-, so namentlich durch Lesenlernen mit anderen Menschen von Jugend auf in Berührung kamen, mit welchen sie in einen unwillkürlichen und oft unbewussten geistigen Rapport traten; ja dass das geschriebene Wort, das zu verstehen sie allmählig angewiesen wurden, und welches, um die gegenwärtige Vollkommenheit zu erlangen eine vieltausendjährige Entwicklungsgeschichte in der gesammten Menschheit durchmachen musste, sie erst in den Stand setzte, über Raum und Zeit hinaus mit den Gedanken und Erfahrungen von millionen von Menschen in geistigen Contact zu kommen, von ihnen zu lernen, und geistige Verkehrswege zu bauen, wie über Land und Meer, so über Jahrhunderte und Jahrtausende.

Wenn also die Aussaat geistigen Lebens auf dem Culturboden der Menschheit durch Generationen hindurch keimt und wächst, so dass tausende von zarten Fäden zu einem reichen Gewebe geistigen Lebens mit tief motivirtem, typisch-volksthümlichem Charakter sich vereinigen, — wer wollte dann noch seine geistig-sittliche Eigenthümlichkeit als Selbsterwerb verherrlichen und sich durch solch eingebilddete Originalität zu einem „Narren auf eigene Hand“ degradiren? Darin liegt eben die sittigende Macht auch der intellectuellen Bildung, dass sie den einzelnen aus seinem eingebilddeten Fürsichsein herausreisst, dass sie ihn erhöht indem sie ihn bescheiden und klein macht, dass sie ihn über sich selbst erhebt in dem Bewusstsein gemeinsamer Errungenschaft auf dem Boden geistiger Cultur. *)

Ich habe meinerseits auch die Hoffnung, dass mein anonymer Gegner dieser Grundanschauung im Grossen und Ganzen zustimmen wird. Ich darf es wenigstens aus der oben angeführten Aeusserung über die „Erbenschaft geistiger Ersparnisse“ schliessen und will daher hoffen, der verächtliche Seitenblick auf das „Lesen der vergilbten Documente menschlicher Verirrungen“, sowie die stolze Betonung des schlechtsinnigen Selbstdenkens seien nur Folge eines im Eifer des Gefechts leicht vorkommenden lapsus calami.

Aber blicke ich tiefer in seine Argumentation hinein, so wird diese Hoffnung leider wieder zu Wasser. Denn in der That scheint hier

*) Vergl. obige Worte in meiner Sociaethik S. 770 ff.

eine Verkennung der Bedeutung geschichtlicher Tradition vorzuliegen, wie mir dieselbe kaum je in so exorbitantem Maasse entgegengetreten ist. Sonst wäre es auch unerklärlich, wie der Missverstand, wie die Unklarheit über das Verhältniss von „Geistes- und Naturwissenschaft“ geradezu als schwarzer Faden durch seine ganze Argumentation sich hindurchziehen könnte, ich meine jenen groben Missverstand, als handle es sich bei diesem Gegensatz um eine Herabsetzung oder Entgeistigung der naturwissenschaftlichen Arbeit und ihrer Pflieger. Der Verf. scheint mit dem wiederholten, gleichsam aus einem Gefühl des Verkanntseins herausgeborenen Refrain: „wir, die wir nicht zu den Männern der Geisteswissenschaft gehören“, — in der That sagen oder voraussetzen zu wollen, dass wir, als Männer der Geisteswissenschaft uns brüstend, den Naturforschern den Geist oder die Energie der Geistesarbeit abzusprechen gesonnen sind. Im Gegentheil. Wir müssen gestehen, uns fehlt oft die Hingabe des Geistes, die Begeisterung für das Untersuchungsobject, wie sie den exacten Naturforscher meist auszeichnet. — Das aber, denke ich, weiss doch jeder, dass es sich beim Gegensatz von Natur- und Geistes-Wissenschaft lediglich um die zu untersuchende Sphäre, nicht aber um die Art und Weise der Untersuchung oder den Charakter der untersuchenden Subjecte handelt. Wer unter den „Männern der Geisteswissenschaft“ hat es je geleugnet, dass der Gebrauch jener Instrumente und Werkzeuge der Beobachtung eine Geistesarbeit sei? Ist denn Wissenschaft, also auch Naturwissenschaft je ohne logische Thätigkeit denkbar? In diesem Sinne ist sie also selbstverständlich auch Geisteswissenschaft.

Sollte es nicht daher ein blosser Beweis „gesteigerter Gefühls-Innervation“ sein, auf welcher der naturwissenschaftliche Aberglaube mit seiner Vornehmheit in der Behauptung unbewiesener Hypothesen so gern wuchert, wenn mein geehrter Gegner jenes Quidproquo durch seine ganze Gedankenentwicklung sich hindurchziehen lässt? Fühlt er sich vielleicht empfindlich getroffen durch Berührung seiner Achillesferse, die wir als Geringschätzung der geistigen Errungenschaften der Geschichte bezeichnen könnten? Oder fehlt nicht etwa gerade dem Naturforscher auf jenem wunden Flecke, den man häufig schon als Mangel an historischem Sinn charakterisirt hat, der „Schutz einer natürlichen Oberhaut“, welche man ohne Bild als „Vernunft“ bezeichnen könnte?

Wir kommen bei dieser gelegentlichen Berührung der naturwissenschaftlichen Empfindlichkeit über ihr angebliches Excludirtsein

aus den Kreisen der „Geisteswissenschaft“ auf den Kernpunkt der Frage, die uns hier noch näher beschäftigen soll: die richtige Verhältnissbestimmung von Natur- und Geisteswissenschaft; eine Frage, welche ohne Zurückgehen auf die Begriffe: Natur und Geist, Naturentwicklung und Menschheitsgeschichte, Natur- und Sittengesetz, Nothwendigkeit und Freiheit gar nicht gelöst werden kann. Es sei mir jedoch erlaubt, bevor ich durch diese ernstere Untersuchung meinem Gegner in Betreff unserer Hauptdifferenz gerecht zu werden suche, noch eine Nebenfrage kurz zu erledigen, die vielleicht auf jene Hauptfrage ein Licht wirft.

Mein Gegner sucht nämlich unter Anderem meine Schlussfolgerung aus dem statistisch beweisbaren Gleichgewicht der Geschlechter auf die Berechtigung und Nothwendigkeit der Monogamie dadurch zu entkräften, dass er meint: „in Weltgegenden, wo keine Monogamie decretirt ist, wird das Verhältniss anders sich gestaltet haben“ (S. 202). Der positive Nachweis für die letztere Behauptung fehlt. Ueber das genauere Geschlechtsverhältniss in orientalischen Staaten schweigt die auf statistische Beobachtung gegründete Geschichte. Ein solches *argumentum e silentio* dürfte also gegenüber einem directen Nachweis aus mehr als 1½ millionen Knaben- und Mädchengeburtendoch kaum ausreichen, die Monogamie als „eine künstlich geregelte Züchtung des Menschengeschlechts“ zu brandmarken. Ich habe es bereits in meinem Buche, ohne dass mein geehrter Gegner es erwähnt oder widerlegt hat, hervorgehoben, wie in Folge der Polygamie in orientalischen Ländern ein Mangel an Frauen eintritt, der sich namentlich (ausser der nothwendigen Zufuhr derselben von aussen) in der Unmöglichkeit bei den ärmeren Classen, überhaupt Frauen zur Ehe zu finden, kund giebt. Dass in China und Japan viele Mädchen ausgesetzt werden, kann nicht einmal als Scheingrund für „constantes Uebergewicht des weiblichen über das männliche Geschlecht“ gelten, da bekanntlich gerade unter polygamisch lebenden Völkern das Leben des Weibes unterschätzt und in Folge der Unnatur jener Sitte das Verständniss für den persönlichen Werth eines solchen Wesens in dem Einzelfall verloren geht. Es kann also höchstens zugegeben werden, dass für jene orientalischen Länder der exacte statistische Nachweis noch nicht vorliegt, dass sie also weder pro noch contra angeführt werden können, obwohl die Voraussetzung nach den bisherigen Reiseberichten berechtigt erscheint, dass auch dort die Polarität der Geschlechter sich trotz der polygamischen Extravaganzen in dem Verhältniss der Knaben- und Mädchengeburtendurchsetzt.

Wenn ich dieses empirische Gesetz bei eventueller Störung durch ausserordentliche Kriegsereignisse in Folge einer Compensations-tendenz sich realisiren oder durchsetzen sehe, welche letztere ich namentlich aus den französischen Berichten über Knaben- und Mädchengeburten vom Jahre 1806—1854 nachzuweisen suche, so ist damit selbstverständlich nicht gemeint, dass die in Frankreich damals lebenden Ehepaare im Bewusstsein der geschehenen Störung sich „sofort zur Compensation rüsteten“. Ich habe ausdrücklich gesagt, dass die Ausgleichung, den Einzelnen und dem Ganzen unbewusst, aber in merkwürdiger Stetigkeit vor sich geht. Dabei habe ich nirgends behauptet, dass der Weiberüberschuss und die Knabenmehrgeburt in gleichem procentalen Verhältniss ab- und zunahm. Es ist wahr, dass der Weiberüberschuss allmählig um 5 % sank, die Knabenmehrgeburt aber um 1,23 % stieg. Diese beiden Procentangaben sind aber durchaus nicht commensurabel, da ja das eine Procent in der Knabenmehrgeburt, wie ich ausdrücklich betone, erst in allmähligem Fortschritt durch Jahre hindurch die durch den Krieg entstandene Männerlücke auszufüllen oder den Weiberüberschuss zu neutralisiren im Stande war.

Ueberhaupt scheint meinem geehrten Gegner das Verständniss für statistische Parallelen abzugehen; wie könnte er sonst den allgemein anerkannten, aus million und aber millionen Fällen auf inductivem Wege gewonnenen Schluss von der Knaben- und Mädchengeburt auf das nothwendige Gleichgewicht der Geschlechter in Parallele stellen mit einem hinkenden Schluss aus den verkrüppelten Füßen der Chinesinnen auf die menschliche Fussbildung? Ja, wie könnte er als auf eine „ähnliche Compensationstendenz“ auf die Parallele der Selbstmorde und unehelichen Conceptionen in den einzelnen Monaten und Quartalen des Jahres hinweisen. Dass in der heissen Jahreszeit ebensowohl die Selbstmordfrequenz als die Zahl der unehelichen Geburten steigt, kann wohl eine gemeinsame Ursache haben und hat sie auch höchst wahrscheinlich; wie sich aber beides „compensiren“ kann und soll, bin ich nicht im Stande nachzudenken oder zu verstehen. Es liegt hier wiederum eine „μετάβασις εἰς ἄλλο γένος“ vor, während der vorhandene Männermangel in einem Staate mit ersichtlich steigender Knabenmehrgeburt und zwar bis zu dem Moment des wieder eintretenden Gleichgewichts beider Geschlechter gewiss von tiefer Bedeutung für die Erhaltung der Progenitur in dem socialen Collectiv-Organismus ist.

Wenn ich das eine „Tendenz“, nenne, so ist dieser Begriff doch wohl von „Intention“ scharf zu unterscheiden. Man redet doch auch

von der „Tendenz“ des Barometers, zu steigen oder zu fallen, und niemand fällt es ein, ihm deshalb eine bewusst zwecksetzende Thätigkeit zuzuschreiben. In der Statistik namentlich, wie jedem Sachkenner bekannt ist, versteht man unter „Tendenz“ eine in der Massenbewegung sich kundgebende constante Richtung oder Neigung zum Sinken oder Steigen, zur Verminderung oder Vermehrung eines Phänomens. Ich habe daher auch die physikalischen und physiologisch-morphologischen Gründe für jene merkwürdige Erscheinung der in solchen Zeiten gesteigerten Knabenmehrg Geburt allseitig geprüft und darzulegen gesucht, ohne dass mein Gegner die Tragweite und Verwickeltheit dieser Frage auch nur zu würdigen sich die Mühe gegeben hat. Er weiss bloß von dem Geschlechtsverhältniss in den Bienenschwärmen zu sagen und bei der Parthenogenesis derselben frivole Anspielungen zu machen, aber in Betreff der Menschen bleibt er bei der Behauptung: „Naturhistorisch wissen wir gar nicht, ob das Menschengeschlecht monogamisch oder polygamisch, monandrisch oder polyandrisch sich fortzupflanzen genaturt war.“ Also — die Monogamie ist eine willkürliche menschliche Satzung, keine auf höherer natürlicher und sittlicher Nothwendigkeit ruhende Ordnung. Dass hiermit zugleich das Familienleben als Basis und Fundament der sociaethischen Lebensbewegung in Frage gestellt ist, liegt auf der Hand. Das Sittengesetz überhaupt erscheint als willkürliche „Satzung“.

Wir sind hier bei dem Punkte in der Argumentation meines Gegners angelangt, der mir den Kern des Problems zu berühren scheint, — ich meine das Verhältniss von physischer und geistigsittlicher Ordnung, von Natur und Geschichte. Aus der Beleuchtung desselben wird das zur Orientirung über das Verhältniss von Natur- und Geisteswissenschaft Nöthige sich uns zum Schluss von selbst ergeben.

Wenn ich Natur und Geist nach ihrer inneren Grenzbestimmung, in ihrer wesentlichen Unterschiedenheit und Bezogenheit untersuchen, d. h. wenn ich metaphysisch jenes Verhältniss erörtern und feststellen wollte, so müsste ich nicht bloß auf die gesammte Geschichte der Philosophie zurückgehen, die sich so zu sagen immer und überall um die Lösung dieses riesigen Problems bemüht hat, sondern ich müsste mich in abstracte und schwierige Speculationen einlassen, welche kaum vor den Leserkreis dieser Zeitschrift gehören dürften. Und doch ist, wie mein geehrter Gegner richtig gesehen, hier „der Punkt, auf welchem Theologen und Naturphilosophen“, die Männer der Geistes- und der Naturwissenschaft, „Stirn gegen Stirn aufeinander

stossen und in entgegengesetzter Richtung zurückprallend die Reise durch die vorliegende Begriffswelt antreten“ (S. 199). Bei so bewandten Umständen würde eine metaphysische Deduction schlechterdings nichts helfen. Denn die Prämissen sind zu verschiedene. Die Einen machen die Materie, den Urstoff mit seinen „mechanisch-chemischen Molecularbewegungen“ zum ewigen Ausgangspunkte, von welchem aus durch Vermittelung „organischer Molecularbewegungen“ die „Lebewesen“ zu Stande kommen sollen, unter welchen der homo sapiens, der nach morphologischen Gesetzen der Artung und Entwicklung lediglich auf dem Wege nothwendigen Wachstums im Kampf ums Dasein zu dem geworden, was er ist, den uns bekannten Höhepunkt bildet. Die Anderen bezeichnen den schöpferischen Geist als das schlechthin Ursprüngliche, welcher als Urwille die sichtbaren Dinge geschaffen und geordnet, um auf dem Boden der Natur eine Geschichte sich vollziehen zu lassen, deren Subject der Mensch ist, sofern er sich nicht bloss nach immanenten Gesetzen der Naturnothwendigkeit entwickelt, sondern in zwecksetzender Willensbethätigung sich der Normen bewusst zu werden sucht, nach welchen sein persönliches, wie sein Gemeinschaftsleben sich freiheitlich regeln und fortschreiten soll.

Welche der beiden Anschauungen die vernünftiger ist, müssen wir zunächst auf sich beruhen lassen. Denn die Untersuchung wie die Entscheidung darüber sind um so schwieriger, als es sich im letzten Grunde um geheimnissreiche Probleme handelt, die weit über unseren Horizont gehen. Was wissen wir über das innere Functionsverhältniss zwischen Leib und Geist? Die Materie als Urkraft (oder als Summe von Atomen, Molecülen oder Dynamiden) bleibt uns ihrem innersten Wesen nach ein vielleicht noch unlösbareres Räthsel als der Geist, der als selbstbewusster persönlicher Wille unserem Denken und Wollen näher steht und eben deshalb in gewissem Sinne fassbarer und verständlicher ist. Hier kann es uns nur darauf ankommen zu prüfen, von welchen Prämissen aus wir das Welträthsel, die reiche Mannigfaltigkeit der sich unserer Beobachtung darstellenden Erscheinungen leichter lösen und annähernd verstehen können. Und da scheint es mir sonnenklar und handgreiflich, dass weder jener naturalistische Materialismus, der kein anderes Gesetz des Werdens kennt als das der chemisch-mechanischen Molecularbewegung, noch auch der spiritualistische Idealismus, der mit Verkennung der objectiven Naturordnung nur willkürliche Bewegungen des Ichs annimmt, Recht haben können. Jener, der heut

zu Tage besonders in der Luft liegt, obwohl alle soliden Männer exacter Naturforschung ihn als willkürlichen Dogmatismus auf physikalischem Gebiete desavouiren, wird der unleugbaren Thatsache des Sittengesetzes und der geschichtlichen Entwicklung nicht gerecht; dieser, der meist nur die krankhafte Kehrseite jenes anderen Extrems ist, verkennt den innerlich nothwendigen Zusammenhang wie in der Naturordnung, so auch in der geistigen Willensbewegung des Menschen. Wer weist uns den Weg zur wahren, goldenen Mitte?

Fassen wir die Sache rein praktisch und empirisch an. An dem kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Endpunkt unserer Erfahrung und Beobachtung lässt sich oft mehr für die Lösung des Welträthsels lernen als aus abstracten Speculationen, die von unbewiesenen und unklaren metaphysischen Begriffen ihren Ausgangspunkt nehmen. Ich pflege den Kindern in der Schule den Unterschied von Natur und Geschichte, von Welterhaltung und Weltregierung, von blossem Wachsthum und fortschreitender Civilisation an dem klar zu machen, was Luther in seiner feinen Erklärung des ersten Artikels, nachdem er „Leib und Seele, Augen, Ohren, Vernunft und alle Sinne“ als von Gott gegeben und erhalten genannt hat, noch speciell hervorhebt, nämlich „Kleider, Schuh, Essen, Trinken, Haus und Hof“ etc. Nicht die abstracte Beleuchtung dessen, was man oft ohne Verständniss seine „Vernunft“ nennt, lehrt uns den Menschen vom Thier, die Geschichte von der Natur richtig und praktisch unterscheiden; denn was heisst Vernunft, wo fängt sie an, wo hört sie auf? Ist sie auch im Grashalm, im Baum, in der Mücke, im Elephanten, im Regen und Sonnenschein, ja im Planetensystem und Fixsternhimmel? Ich glaube, so paradox das klingen mag, jeder zerfetzte Schuh, jedes zerrissene Kleid, jede gebratene Kartoffel und jede vertrocknete Brodrinde lehrt uns deutlicher die Wirkungen zwecksetzender und zweckbewusster Vernunft beobachten, als alle grossartigen Naturphänomene. Denn bei letzteren kann ich mir immer noch, wie die Erfahrung im Gebiete heidnischer Religionen lehrt, eine irgendwie ordnende Weltmacht oder Urkraft denken ohne persönlich zwecksetzenden Willen. Wenn ich aber auf einer wüsten Insel, vom tobenden Ocean des Lebens an dieselbe verschlagen, einen zerfetzten Schuh oder zerlumpten Rock mitten im prächtig blühenden tropischen Walde finde, so wird mich das tiefer ergreifen als alle Naturpracht; ich werde jubelnd auffauchen: hier sind Menschen gewesen, hier ist eine Spur, ein Document der Civilisation, der Geschichte. Die Männer der Geisteswissenschaft, welche wir Archäologen nennen,

werden mir das ohne weiteres nachzufühlen im Stande sein. Wir ahnen etwas von der Schwärmerei derselben für jedes noch so geringfügige Ueberbleibsel menschlicher Arbeit und Thätigkeit aus alten Zeiten. Denn ein Schuh, auch der allergeringste und zerrissenste, kann schlechterdings nicht gewachsen sein! ein Kleid, auch das zerfetteste, kann nicht durch generatio aequivoca erzeugt oder aus einer Zelle kraft elementarer Molecularbewegung sich ausgebildet haben. — Und wenn jener arme Schiffbrüchige weiter geht und findet an dem Waldrande eine gebratene Kartoffel oder ein Stück vertrockneter Brodrinde, so wird solch ein Fund ihm von grösserem Werthe sein, als die köstlichsten Südfrüchte, die ihm von den Bäumen entgegenduften. Denn er weiss nun sicher, dass in diesem Walde nicht blos Tiger und Affen gehaust haben, dass vielmehr jenes Wesen, von welchem Sophokles seinen Chor singen lässt: „nichts ist gewaltiger als der Mensch,“ — seinen civilisatorischen Beruf auch auf dieses Eiland erstreckt, in seiner Weltmission auch hier gearbeitet hat. Selbst in dem feuerbachschen Gedanken: „der Mensch ist, was er isst,“ liegt ein Körnlein Wahrheit, wenn man „Essen und Trinken“ unter den Gesichtspunkt der bewusst zwecksetzenden Civilisation und Sitte stellt; wenn man nicht bloss an die verzweigten Regeln der Kochkunst denkt, sondern sich die Thatsache in ihrer weittragenden Bedeutung vergegenwärtigt, dass — wie man es bezeichnet hat, — der Mensch „ein kochendes Thier“, d. h. eben kein blosses Thier ist. Denn kein Thier macht Feuer, kein Thier kennt das Heiligthum des Heerdes, kein Thier hat in diesem Sinne „Haus und Hof“ und nennt „Acker, Vieh und alle Güter“ sein Eigenthum, d. h. ahnt etwas von einer durch Arbeit bedingten Rechtsordnung und Rechtsentwicklung. Daher auch, beiläufig gesagt, die Nationalökonomie, welche die Vermögensproduction auf dem Wege der Arbeit zum Gegenstande ihrer Untersuchung macht, selbst bei physiokratischer Grundanschauung vorzugsweise eine geschichtswissenschaftliche Disciplin ist.

Bähr lässt in der Wildniss einen Hottentotten ein Blatt aus einer beethovenschen Sonate finden; und in der stufenweise fortschreitenden Beurtheilung dieses Stückes Papier sieht er ein Document dafür, dass der Mensch eine civilisatorische Mission, dass er eine Geschichte hat, deren Resultate, deren geistig und ästhetisch geartete Producte dem crassen Materialisten lauter unlösbare Räthsel bleiben müssen. Wir brauchen aber nicht einmal bis zum Kunstwerk aufzusteigen. „Kleider, Schuh, Essen, Trinken, Haus und Hof,

Acker, Vieh und alle Güter“, sie beweisen uns in der That, dass der Mensch kein blosses Naturwesen ist, das naturgesetzlich sich entwickelt und wächst, sondern ein Geschichtswesen, das Zwecke verfolgt und dieselben nach geistigen Gesetzen in der Form gesitteten und rechtlichen Zusammenlebens erreichen und erarbeiten lehrt. Zeige mir, lieber Darwinist, einen Affen, der je zum Schuhmachen die Neigung documentirt oder auch nur annähernd fähig ist, und ich will mich dir mit Leib und Seele gefangen geben auf ewig.

„Kleider und Schuh“ sind aber auch durch Menschen nicht von Anfang an so vollkommen gemacht worden, wie die jetzigen pariser und berliner Schuster sie fertigen. Woher der Fortschritt? Woher die Vervollkommnung? Ein „gebildeter“ Schuster wird dir es sagen können. Der Meister fällt weder vom Himmel, noch auch hat er seine Geschicklichkeit als physische Erbschaft überkommen. Und, — nicht der einzelne Meister hat seinem zufällig aufgefangenen Gesellen in „affenähnlicher Geschwindigkeit“ das Lederstück, — das auch noch seine Gerb-Civilisation durchmachen musste, — gewiesen, um es so und so zu verarbeiten. Wie der Geselle, so hat auch der Meister seine Schule durchgemacht. Er weiss, was und wie die Menschheit bisher an Schuhleistung zu Tage gefördert; er weiss es nicht bloß durch die bisherigen Schuhexemplare, die er gesehen und studirt, er weiss es — durch geschichtliche Tradition.

Huxley hat Recht, wenn er trotz seines Darwinismus bekennt: „der Berg der Geschichte, den wir Tradition nennen, sei für den blossen Naturforscher ein bisher noch unerklärtes Räthsel.“ Weder der „Kampf um das Dasein“, noch der „Atavismus“, noch die „Variabilität“, — erklären das Wesen der Tradition, welche bedingt ist nicht bloß durch civilisatorischen Fortschritt, sondern vor allem — durch die Sprache.

Mag der Materialist noch so viel träumen von der „Sprache, durch welche auch die Thiere sich unter einander verständigen“ und in welcher dieselben durch „Züchtung“, wie die Vögel im Singen, auch Fortschritte machen können, — noch nie ist der Erweis geführt worden, dass thierische Laute sich zu einem Gedankenbau gestalten können, durch welchen nicht bloß die gleichzeitigen Generationen sich gegenseitig verstehen, sondern die Geistesarbeit der Jahrhunderte sich in Form der Ueberlieferung den kommenden Geschlechtern vermittelt. Und, wie die Sprache selbst ein Mittel für Geschichtsüberlieferung ist, so ist sie auch selbst eine Geschichte, d. h. sie hat sich je nach den volksthümlichen Gemeinschaften in

verschiedenen, gruppenartigen Typen zu höherer Vollkommenheit entwickelt, so dass sich aus dem inneren zusammenhängenden Complex der Laut- und Sprachbildung auch Laut- und Sprachregeln ausgestaltet haben, die der Einzelne befolgen soll und muss, wenn er normal sich ausdrücken oder verstanden sein will.

Um aber die sprachliche Ueberlieferung nicht verwischt werden zu lassen, um zugleich über Raum und Zeit seine ins Wort gefassten Gedanken, Erfahrungen und sittlichen Normen mittheilen zu können, hat der Mensch in Jahrhunderte langer Arbeit die Schrift- und Drucksprache erfunden und ausgebildet, so dass er nicht bloß in „vergilbten Documenten“ seine „Verirrungen“ zu verewigen, sondern durch urkundliche Fixirung seiner wenn auch unvollkommenen Erfahrungen und einseitigen Gedanken den nachkommenden Geschlechtern eine Basis und eine Anregung für den geistig-civilisatorischen Weiterbau zu geben vermag. Die Menschheit, ihre Cultur- und Sittengeschichte spiegelt sich in der Literatur! Und die Literatur vor allem und jegliche in literarischen Documenten sich ausprägende menschliche Arbeit ist der grosse und eigenartige Gegenstand der Erforschung für die Männer der Geisteswissenschaft. Zwar wird auch der Naturforscher, wie ich bereits oben berührte, nie ohne Literaturkenntniss, ohne Aneignung und Verarbeitung des bisher in seinem Fache geleisteten, wissenschaftliche Erfolge erringen können. Aber das Object seines Studiums ist und bleibt die ihn umgebende sinnlich wahrnehmbare Welt, sofern sie auf unwandelbaren Gesetzen ruhend sich noch heute ihren elementaren Kräften nach genau ebenso bewegt und dasselbe leistet, wie vor tausenden von Jahren. Die Arbeit des Geschichtsforschers oder der Geisteswissenschaft beginnt eben dort, wo in Sprache und Literatur sich eine geistige Fortentwicklung documentirt, der Mensch also über die constant sich gleichbleibende Naturspähre erhaben erscheint.

Mit der geistigen Culturbewegung geht aber die sittliche stets und nothwendig Hand in Hand.

Beides, Sprache und Schrift, sind dem Menschen zugleich die Mittel, innerhalb der verschieden sich artenden und gliedernden Gemeinschaftskreise die inneren Impulse seiner Lebensbewegung zu Normen auszugestalten. Es bilden sich „Gesetze“, die das rechtliche, sittliche, intellectuelle, religiöse Gemeinschaftsleben zu regeln die Aufgabe haben, Gesetze, welche immerhin als „Satzungen“ von den Naturordnungen mit ihrer immanenten, unabänderlichen Nothwendigkeit unterschieden werden mögen. Auch das will ich mit

meinem geehrten Gegner zunächst als empirische Wahrheit acceptiren, welche cum grano salis verstanden unbedenklich erscheint, dass diese (die Naturordnungen) „durch sich selbst existiren“ und jene (die Satzungen) „von Menschen gemacht sind“; wie auch der Baum, aus dem Samen gewachsen, in gewissem Sinne „durch sich selbst existirt“, das Haus aber, als familienhafter Bergeort der Sitte zum gemeinsamen Wohnen bestimmt, von Menschen „gemacht“ ist. Aber ich bitte ihn nur, consequent weiter zu denken und seine naturwissenschaftliche Begabung in dem bene distinguere zu erweisen, d. h. anzuerkennen, dass hier und dort auch verschieden geartete, ja in der That materielle und geistige Causalität vorliegt.

Ich rede hier noch keineswegs von religiösen und theologischen Dingen. Nicht der göttliche Urwille oder der schöpferische Urge danke beschäftigt uns zunächst, sondern der Mensch; der Mensch, dieses wundersame doppelseitige Wesen, welches einerseits mit der Natur, die ihn umgibt und seine Organisation bedingt, in nothwendigem Zusammenhange steht und als Lebewesen jenen Gesetzen unterworfen ist, welche in dem ein für allemal geordneten physisch-elementaren Zusammenhange nothwendig begründet liegen; und welches andererseits mit der Fähigkeit fortschreitender geistiger Entwicklung und Zwecksetzung auch den unwiderstehlichen Impuls in sich fühlt, sein Gemeinschaftsleben bewusst zu normiren und geistig-sittlich, sowie rechtlich und religiös auszugestalten nach Gesetzen, die als Gebote hingestellt den Anspruch machen befolgt zu werden oder gegen den Uebertreter reagieren. Daher begegnen sich im Menschen Natur und Geist, Nothwendigkeit und Freiheit, Gesetz und Satzung.

Stehen denn nun beide in solchem Widerspruch mit einander, dass man in einseitiger Beschränktheit nur die Natur apotheosiren und alle geistig-sittliche Bestrebung und Zwecksetzung als Illusion bezeichnen, zu einem blossen Schein verflüchtigen darf, wie der crass materialistische Naturforscher will und thut? Hiesse das exact sein in der Beobachtung des Erfahrungsmässigen? Gewiss nicht. Eine ganze Reihe der geschichtlich sich uns darstellenden Thatsachen bliebe dann unberücksichtigt oder unerklärt. Das Welträthsel wäre nicht gelöst, sondern die Welt der Geschichte zerschlagen mit roher Faust. Oder aber soll man in ähnlicher Einseitigkeit oder Bornirtheit, um den „Geist“ zu verherrlichen und die „Freiheit“ zu retten, das Ich apotheosiren und die Satzungen, sowie die Handlungen der Menschen ablösen von dem realen Boden einer in sich zusammen-

hängenden Entwicklung, einer höheren objectiven Nothwendigkeit, die von keiner Satzung umgestossen oder gemaassregelt werden kann? Gewiss nicht. Auch bei dieser crass spiritualistischen Auffassung müsste man sich verschliessen gegen die zu beobachtenden That- sachen, d. h. hier gegen den überall hindurch leuchtenden Zusammen- hang von Ursache und Wirkung, sowie gegen den durchschlagenden Einfluss der Naturmächte und Ordnungen auf das menschliche Geistes- leben. Das Welträthsel würde sonst zum Weltchaos, zum sinn- und ziellosen Durcheinander willkürlicher Strebungen und individuell persönlicher Velleitäten.

Sollte denn wirklich eine Weltanschauung unmöglich sein, welche Natur und Geschichte, Nothwendigkeit und Freiheit, Gesetz und Satzung in inneren Zusammenhang brächte, ohne doch ihren Unter- schied zu verkennen oder zu zerstören?

Es scheint mir eben die Aufgabe der Wissenschaft zu sein, an diesem Problem fort und fort zu arbeiten, ohne, von der einen oder anderen Seite ausgehend, das Kind mit dem Bade auszuschütten. In unserer populären Anschauung, in der unmittelbaren Gewissheit des denkenden oder in dem Gewissen des sittlichen Menschen liegt bereits der Ansatz zur Lösung des Problems enthalten, sobald wir, befruchtet von dem Geiste des Christenthums, die Ursache der Welt als den Urwillen fassen, welcher die Natur mit ihren un- wandelbaren Gesetzen zum Boden für die Geschichte mit ihren un- umgänglichen Satzungen geschaffen hat. Auch die wissenschaftliche Beobachtung menschlichen Gemeinlebens führt zu diesem Schluss, wengleich derselbe noch keineswegs den Charakter mathematischer Gewissheit, sondern den der höheren Wahrscheinlichkeit hat. Wir könnten in der Sphäre menschlich-geschichtlicher Lebensbewegung uns die Möglichkeit und das Entstehen sittlicher und rechtlicher Normen gar nicht erklären, wenn wir nicht, durch einen naheliegenden Rückschluss vom Mikrokosmos des Menschen auf den Makrokosmos Gottes, auch in der gesammten Weltordnung eine gebietende Macht voraussetzten, die das All bewusst und zweckvoll regelt.

Freilich will mein geehrter Gegner nur von Ursachen etwas wissen und rechnet den „Ur-Willen“ nur zur „verlockenden Schale der Frucht“ (S. 201). Ich bedauere, dass er über diesen wie mir scheint wichtigsten Kernpunkt sich „nicht weiter auslassen zu wollen“ erklärt. Durch Verkennung oder Ignorirung des gesetzgebenden Willens verschliesst man sich das Verständniss für die geistig-sitt- liche Signatur der Weltordnung.

Nur der persönliche Gott, der in sich selbst Nothwendigkeit und Freiheit zusammenschliesst, ermöglicht es uns, bei der Weltentwicklung an eine immanente Nothwendigkeit zu denken, die innerhalb der Menschheit und ihrer Geschichte sich ebenfalls mit Nothwendigkeit zu Normen, zu Geboten ausgestaltet, welche die Handlungen der Menschen zu regeln haben; nur der persönliche Gott, der als der Urgeist und die Ur liebe sich selbst zu beschränken und eben dadurch der Freiheit auch des menschlichen Personwillens Raum zu geben vermag, ohne doch sein Wesen und Gesetz aufzugeben, ist als der allmächtige Ordner und Erhalter der Natur zugleich der Gott der Geschichte, der ein geistiges und sittliches Ringen der Völker und Individuen ermöglicht und nach dem Gesetz der Teleologie die Welt regiert. Ueberall wo eine Naturkraft oder ein naturgesetzlich geordnetes Phänomen einem persönlichen Zwecke dienstbar gemacht erscheint, überall wo die Naturgemeinschaft in Rechtsgemeinschaft übergeht, überall wo die Naturlaute sich zu einem sinnvollen Sprachbau ausgestalten, überall wo die Naturbeziehungen menschlicher Genossenschaft zu religiös-sittlicher Gemeinschaft sich gliedern und demgemäss normiren, — geht die Natur in die Geschichte über, d. h. gestalten sich nothwendig die immanenten Gesetze der Lebensbewegung nach göttlicher Weltordnung zu normirenden Gesetzen, um die Freiheit in den Dienst der Ordnung zu stellen, oder gegen die Freiheit, welche die Ordnung eigenwillig zu stören sucht, durch die Strafe zu reagiren. Daher finden wir auch überall — und mein Werk soll ein kleiner Beitrag dazu sein, solche Erkenntniss zu fördern, — dass auch in der sittlich und geistig gearteten Geschichtsordnung sich ein innerer ursächlicher Zusammenhang nachweisen lässt, vor welchem jede Annahme eines Zufalls, einer blossen Willkür in nichts zerrinnt. Darin liegt die Analogie zwischen Natur- und Geschichtsgesetz. Gleichzeitig gestaltet sich aber nur auf dem Gebiete der Geschichte das innere Gesetz der Causalität zum gebietenden, Freiheit beanspruchenden Gesetz in Geboten. Der „kategorische Imperativ“ ist die Domäne der Geschichte. Darin liegt der durchgreifende Unterschied zwischen Natur- und Geschichtsgesetz. Genau die Grenzen zwischen beiden zu bestimmen, wird uns vielleicht nie ganz gelingen. Aber wehe uns, wenn wir in schwächerlicher Verkennung unserer Ohnmacht und Einseitigkeit nur das Naturgesetz oder die Ursachen als real anerkennen und den Urwillen und sein gewaltiges, in unserem Innern wiederhallendes „Du sollst“ verkennen. Das hiesse über dem Wissenwollen das Gewissen

vergessen und zerstören. Und wehe uns, wenn wir in übermüthiger Selbstverherrlichung das Recht und die Macht unseres Willens überschätzen und durch Maassregeln und Satzungen von den ewigen Ordnungen der Natur und der inneren Weltordnung der Geschichte uns lossagten. Das hiesse über dem Machenwollen das ewig Gemachte und Gewollte verkennen und zerstören.

Aus alle dem geht hervor, dass, wie Natur und Geist, so auch Physik und Ethik, Natur- und Geisteswissenschaft sich weder unnütz zu beflehen, noch sich zu verschlingen und aufzuzehren haben. Vielmehr sollen und können sie sich, bei aller Anerkennung ihres specifischen Unterschiedes, zu gegenseitiger Stütze und Bewahrung vor einseitigen Extravaganzen zusammenzustellen, resp. zu controliren und zu corrigiren suchen. Das aut aut ist nirgends bedenklicher als hier. Ich fürchte, mein Gegner hat sich vor dieser Gefahr nicht ausreichend bewahrt und kommt, da er trotz seiner Betonung der Naturwissenschaft als einzig wahrer Wissenschaft mit der Geschichtswissenschaft und ihren Begriffen doch nicht gänzlich tabula rasa machen will, in bedenkliche Inconsequenzen und schreiende Selbstwidersprüche. Ich will nicht davon reden, dass er die Naturforscher allein als die „Gesetzeskundigen vom reinsten Wasser“ (S. 106) verherrlicht; ich glaube nicht, dass das mit wissenschaftlich collegialischer Bescheidenheit stimmt; ich will hier auch davon absehen, dass er die Geschichtskundigen auf die klägliche Aufgabe beschränkt, vergilbte Documente, papierne Satzungen zur Feststellung „leerer Geistesgesetze“ zu untersuchen, dass es für ihn, wie es scheint, neben der Naturwissenschaft nur eine höchst unnütze Maculaturwissenschaft giebt. Aber wie steht es denn mit der Reinheit und Consequenz seiner eigenen naturalistischen Weltanschauung, seiner Apotheose der angeblich einzigen Wissenschaft?

„Die Logik der Entstehung aller Dinge“, — so äussert er sich a. a. O. S. 200, — „sehen wir als den Inbegriff aller Naturgesetze an.“ Ich acceptire den Satz. Aber, zur „Logik“ gehört doch ein denkendes Subject oder jedenfalls ein Gedankenzusammenhang. Der Verf. sagt selbst, es sei die Aufgabe der Naturforscher, die Logik der Entstehung der Dinge „aufzufinden“. Die Logik ist also den Dingen immanent. Es wäre unlogisch, zu behaupten: in der Entstehung der Dinge liege eine Logik enthalten, und doch seien die Naturgesetze nicht „vorausgedacht“, sondern lediglich durch sich selbst geworden. Das letztere aber behauptet mein Gegner S. 200 ausdrücklich. Wie stimmt das mit der ersteren Behauptung? Wenn

sie von „selbst“ geworden sind, so muss doch im Hinblick auf die unleugbare „Logik“ jenes „Selbst“ nicht blos Urkraft oder Ursache, sondern der Urgedanke und Urwille sein. Wo finde ich beide?

Vielleicht ist unser wissenschaftlicher Freund der Meinung, dass die Naturgesetze eine Art Logik erst durch das menschliche Denken gewonnen hätten, sofern der Mensch aus der beobachteten Bewegung und aus der Analyse der Elemente auf gewisse constante Causalzusammenhänge, die er Gesetze nennt, den Schluss macht? Allein dem widerspricht wieder seine eigene Behauptung (S. 106): dass im Gegensatz zu allen Geboten, Satzungen die Naturgesetze „über- und vormenschlich“ seien. Und doch sollen, wie es auf S. 200 wiederum heisst: „die Naturgesetze im Momente (!) der zusammentretenden Elemente erst geworden“ sein! Wer will aus solcher Verwirrung der Gedanken sich herausfinden? Die Naturgesetze sind „ewig“ und doch momentan „geworden“; sie sind die „Logik der Entstehung aller Dinge“ und doch nicht „vorausgedacht“! Um schliesslich das Begriffschaos vollständig zu machen, redet der Verf. noch von „Naturrechten“ und „Naturpflichten“, welche „mit Würde geübt“ werden sollen (S. 201); was von seinem Standpunkte aus schlechterdings unverständlich bleibt, da Rechte und Pflichten nicht ohne jene von ihm perhorrescirten „Satzungen“ denkbar sind und die Natur, in welcher ewig immanente Nothwendigkeit der Bewegung d. h. lediglich Ursachen, kein Urwille thätig ist, den imperativen Modus nicht kennt. Wer giebt uns den Ariadnefaden aus diesem naturwissenschaftlichen Labyrinth?

Ich glaube, wir finden ihn nur, wenn wir in der Argumentation meines geehrten Kritikers denjenigen Momenten zu ihrem Recht verhelfen, in welchem so zu sagen seine „anima naturaliter christiana“ durchblickt, ich meine jene von ihm anerkannte Logik in der Entstehung der Dinge und jene Naturrechte und -Pflichten, welche auf unser Gewissen und, im Zusammenhange mit jener Urlogik, auf einen Urwillen, d. h. auf eine zweck- und normsetzende Geistesmacht hinweisen. So baut sich in das Gebiet der Nothwendigkeit eine Freiheit, in die Sphäre der Natur eine Geschichte hinein, beide geregelt durch ein consequentes Verursachungssystem, welches dort den Charakter physischen Wachstums, hier den Charakter geistig-bewusster Entwicklung trägt. Das Grenzgebiet ist da zu suchen, wo mit dem Wort, mit der Sprache auch der kategorische Imperativ, das „Du sollst“, d. h. nicht die willkürliche Satzung, nicht zufällig beschriebene Maculatur zu Tage tritt, sondern

der gewaltige Gegensatz von Gut und Böse, das Gesetz der Pflicht, das Gesetz der Schuld, das Gesetz der Gewissensnöthigung, mit einem Wort das Gesetz der heiligen Liebe, welches so wenig „willkürliche Satzung“ ist, dass wir vielmehr ohne dasselbe weder eine Welt der Natur noch eine Welt der Geschichte uns denken könnten, ein wahrer „rocher“ von Bronze, auf welchem die Souveränität Gottes stabilirt ist; ein unbeweglicher Sinai, der nicht wanken wird, auch wenn tausend und abertausend Naturforscher seine Donner mit verstaubten Ohren überhören oder wegemonstrieren wollten.

So wird also meiner Ueberzeugung nach die Naturwissenschaft auf das „herrliche Reich der Physiokratie“ (S. 200) sich zu beschränken haben, auf jene Erforschung der Logik in der Entstehung und Entwicklung der materiellen Dinge nach ihrem elementaren Bestande und ihrer organischen Bewegung. Wo aber mit der Sprache das Gebiet der Tradition, der Geschichte, der normgebenden Satzungen, der zwecksetzenden Thätigkeit im menschlichen Gemeinleben zu Tage tritt, da beginnt die Domäne der Geisteswissenschaft, die nicht vor jener den Vorzug des Geistreichthums hat, sondern nur die specifische Aufgabe, das Object des freien und wollenden Geistes, so zu sagen die Ethik in der Entstehung und Entwicklung der socialen Gemeinschaftsgebilde ebenfalls nach ihrem elementaren Bestande und gesetzlichen Zusammenhänge zu erforschen.

Trotz des klaren und unzweifelhaften Unterschiedes beider Forschungsgebiete, ja eben durch die Klarheit der Grenzregulirung kann und soll unnützer Streit vermieden werden. Beide Zweige menschlichen Wissens entspriessen einer Wurzel, dem Bedürfniss des Geistes, durch seine Denkarbeit das innere Gesetz der Erscheinungen zu erforschen, dort der Natur, hier der Geschichte, um so eine Weltanschauung zu begründen, die es uns verständlich macht, wie und warum der Schöpfer seiner Schöpfung eine Weltordnung eingeprägt, die mit der Nothwendigkeit (dem Gesetz) ihrer Realisation auch eine Nöthigung (Satzung) für unser Denken und Wollen, Reden und Handeln in sich schliesst.

Wegen dieser inneren Verwandtschaft des wissenschaftlichen Forschens in beiden Gebieten können die Methoden der Untersuchung, trotz der Verschiedenheit des Beobachtungsobjectes, doch sich gegenseitig ergänzen, stützen und fördern. Der Naturforscher, der vor allem die Beobachtung und das Experiment gebraucht, wird bei seinem inductiven Schliessen die Deduction aus allgemein logischen Prämissen, schon zum Zweck der Systematisirung, nicht entbehren

können; und der Mann der Geisteswissenschaft, der den Zusammenhang culturgeschichtlicher Lebensbewegung erforscht, der auf Sprache und Literatur, auf Handel und Wandel, Kunst und Gewerbe, sociales und politisches, sittliches und religiöses Gemeinschaftsleben der Menschen sein forschendes Auge richtet, wird neben der Deduction aus allgemeineren, ihm innewohnenden Ideen und Denkgesetzen, nie der verificirenden Controle entbehren können, die durch die empirische Beobachtung und mathematische Zusammenstellung der Thatsachen ihm an die Hand gegeben wird. In diesem Sinne habe auch ich es versucht, auf dem schwierigen Felde ethischer Untersuchung die vorzugsweise naturwissenschaftliche Methode inductiver Schlussfolgerung herbei zu ziehen, ohne doch — wie hoffentlich der zweite Theil meines Werkes beweisen wird — der systematischen Deduction Valet zu sagen und in das Lager der Naturforscher überzugehen.

Auch in Betreff des Alters beider Hauptdisciplinen brauchen wir uns nicht in die Haare zu gerathen. Ich gestehe gern meinem Criticus mit einem aufrichtigen *pater peccavi* zu, dass ich in der Einleitung meines Werkes an jener Stelle zu weit gegangen bin, wo ich die Naturwissenschaft ohne weiteres „als das jüngste Kind der Minerva“ zum Respect gegen ihre älteren Vorläufer, namentlich die Theologie, ermahne (S. 13). Zwar kann ich meinem geehrten Gegner in seiner Gegenargumentation nicht Recht geben, wenn er bereits die erste, noch kindliche „Erführung der Aussenwelt“ als Naturwissenschaft bezeichnet. Auch das lässt sich nicht sagen, dass „die ganze unendliche Reihe der lebenden Wesen sich als Naturforscher hindurchgearbeitet habe, immer prüfend und erkennend, was die Aussenwelt ihnen entgegenstellte“ (S. 103). Es ist und bleibt immerhin merkwürdig, dass die Geisteswissenschaften, die Philosophie und Ethik etc. sich zu geschlossenen Systemen früher entwickelt haben, als die Erforschung der Natur, als die Physik der elementaren Dinge, ein Erweis für die Wahrheit des alten Satzes: *mens notior corpore*. Allein zugeben muss ich meinem Gegner, dass kein Gebiet der Wissenschaft als solches die Priorität auch nur dem Alter nach vor dem anderen beanspruchen darf. Denn auch die keimartigen Anfänge der bewussten und systematischen Naturerforschung gehen in die Zeiten der ältesten Weisen, eines Thales und Zeno, eines Euklid und Pythagoras zurück.

So gestehe ich denn meinerseits gern, auch von den Naturforschern namentlich in Betreff der exacten Methodik viel gelernt zu haben. Meine ganze vorliegende wissenschaftliche Arbeit hat ja

den ausgesprochenen Zweck: „eine Orientirung auf dem weitverzweigten Gebiete zu versuchen, auf welchem Realismus und Idealismus sich so vielfach unnütz befehden, ja zum Theil sich gegenseitig aufzehren, statt sich zu associiren und dadurch gegenseitig zu corrigiren.“

Ich hoffe der Zustimmung meines geehrten Kritikers gewiss sein zu können, wenn ich mit jenem Satze meiner Socialethik schliesse, welcher dem unberechtigten Pathos, der leeren unwissenschaftlichen Phrase gegenüber die saubere Grenzregulirung auf dem scientificischen Arbeitsfelde fordert und also lautet (S. 13): Sich auf sein Object besinnen und in dem Bewusstsein seiner Schranke sich frei, d. h. bescheiden bewegen, sich seiner Sphäre gegenüber nicht überheben, sondern ihr mit der Treue im Kleinen und zugleich in begeisterter Hingebung dienen, das ist das wahre Ethos — wie der Natur-, so der Geisteswissenschaft. —

Die drei grossen Siege preussisch-deutscher Staatskunst.

Es giebt wenige Epochen der Geschichte, die von grösserer Bedeutung wären für das Leben der Völker, als die, in welcher wir uns heute befinden, und es gab kaum eine politische Umwälzung in Europa, deren Eintritt durch geringfügigere äussere Umstände eingeleitet worden wäre. Kaum vermögen wir das Bild zu fassen, welches sich in der kurzen Spanne weniger Wochen vor unserem politischen Auge aufgerichtet hat, übergross sind die Verhältnisse, zu denen es anwächst, zu gewaltig für den Blick, welcher gewohnt war, unter dem schwülen Druck der Atmosphäre nur das Nächste, Geringe zu übersehen. Wenn der Nebel zerreisst, spähen wir gierig aus nach dem Horizont, nach den reineren, klareren Bildern der Ferne. —

Die jüngsten Wochen haben plötzlich wie mit magischem Licht die Zeit seit 1866 und weit darüber hinaus übergegossen, und unter diesem Licht treten uns die Gestalten in vielfach neuer, oft fast unkenntlich veränderter Form entgegen. Wir glauben Traumbilder gesehen zu haben und fragen uns verwundert, ob das Deutschland von 1866, von 1848, von 1812 sei, welches wir vor uns sehen, ob das Preussenvolk von heute wirklich auf dem Boden erwachsen, auf welchem es 1862 stand, ob das Volk von 1870 dasselbe sei, welches den Krieg von 1850 führte, welches Ohmütz und Bronzell, Jena und Tilsit erlebte! — Wir, deren erstes politisches Bewusstsein unter dem Einfluss der Bewegungen von 1848 erwachte, haben schneller als die Generation der metternichschen Periode das Verständniss für den neuen Gang der Dinge in Deutschland gewonnen, und dennoch vermögen wir kaum Schritt zu halten mit dem ungeheuren Schwunge der Thatsachen, dennoch ist unser politisches Verständniss nicht elastisch genug, um von dem gewaltigen Aufgange Deutschlands nicht überrascht zu werden.

Diese letzten 8 Jahre preussischer Politik sind eine Zeit der Enttäuschungen und Ueberraschungen für die Mehrheit der Deutschen

gewesen, und doch wiegen sie die Schmach von eben so viel Jahrzehnten auf, sie erschienen den Meisten als eine fortdauernde Reihe von Vergewaltigungen an den politischen Ideen unserer Zeit, und doch brachten sie die grösste dieser Ideen zur Reife. — Es scheint, dass noch immer, selbst in den civilisirtesten Staaten der Gegensatz nicht ganz vermieden werden kann, welcher aus der Unfähigkeit der Völker, grosse äussere Politik zu treiben, entspringt und jene merkwürdige Erscheinung hervorruft, dass, während in der inneren Politik das Volk wesentlich revolutionär, die Regierung dagegen conservativ ist, die Rollen in Fragen des äusseren Staatslebens vollständig gewechselt werden. Jedenfalls war bis jüngst bei dem deutschen Volke, dessen Nationalgefühl im Laufe von Jahrhunderten so systematisch unterdrückt worden, das Bewusstsein der nationalen und der Volksrechte nicht stark genug, um durch selbständige Action die altgewohnten Fesseln abzuwerfen. Was aber in der Hand der Nation berechtigt ist, das erscheint in der des Einzelnen leicht als Frevdel, und so bedarf die Geschichte solcher grossen Sünder an den althergebrachten Heiligthümern des Particularismus und der Legitimität um die an den Rechten der Völker begangenen Verbrechen früherer Geschlechter zu sühnen. Eine lange mediatisirte Nation, wie die deutsche, besass jenes stolze und kräftigende Bewusstsein ihrer Rechte nicht, welches ihr den Muth und die Macht des Willens gegeben hätte, dieselben praktisch zu verwerthen durch rücksichtslose Vernichtung der Institutionen und Gewohnheiten, welche im Innern die Fürsten, nach aussen die traditionelle Politik Europas gross gezogen und sanctionirt hatten. Dieser Coalition selbstsüchtiger äusserer und innerer dynastischer Interessen vermochte nur der ungetheilte, vollkräftige Wille des ganzen Volkes die Spitze zu bieten, wenn auf dem Wege der Volksrevolution das Ziel erreicht werden sollte. Aber es lag in der Natur der Sache, dass auf diesem Wege keine der beiden nationalen Forderungen erfüllt werden konnte, denn die innere Zersplitterung hinderte die Einigkeit nach aussen und der Einfluss von aussen vermehrte die innere Zersplitterung. Für eine defensive Politik, und namentlich für die Abwehr eines äusseren Feindes war das deutsche Volk allerdings — wir haben daran nie gezweifelt — seit lange gereift. Seit 1815 ist sich die Nation in dieser Hinsicht ihres Rechtes und ihrer Macht bewusst, und einen solchen defensiv thatkräftigen Willen hätte jeder Feind gefunden, der es gewagt hätte, die deutschen Grenzen zu überschreiten. Und doch, wer vermag zu sagen, ob dieser Wille des Volkes vor 1866

stark genug gewesen wäre, die entgegenstehenden dynastischen Neigungen soweit zu überwinden, dass er die deutschen Kleinfürsten und ihre Truppen einem Frankreich selbst gegenüber zu einem geschlossenen Heere gleich dem heutigen zusammengeballt hätte? Die Defensivkraft nach aussen wäre ohne Königgrätz und die Verträge des Nordbundes noch heute von mehr als fraglichem Werthe, der Wille des Volkes hatte zwei Feinde zugleich zu überwinden. Aber offensiv gegenüber Europa und gegenüber den Erben deutscher Kleinstaaterei die nationalen Ideen zur Geltung zu bringen, vermochte kein deutsches Parlament weder 1848 noch 1870 aus eigener Kraft. Dazu war Preussen berufen. Seit Friedrich dem Grossen hat Preussen nicht gewagt, die Offensive für die deutsche Sache zu ergreifen, selbst damals nicht, als ihm das Volk die deutsche Kaiserkrone anbot, und erst in unseren Tagen knüpfte Bismarck wieder an die grosse Politik des vergangenen Jahrhunderts an. Das ist das monumentum aere perennius, welches ihn in die Reihe der schöpferischen Männer der Weltgeschichte stellt.

Der als conservativ, als feudal gehasste Gegner der preussischen Liberalen von 1862 ergriff die Initiative einer die deutschen Verhältnisse von Grund aus umgestaltenden Politik, und diese Initiative der preussischen Regierung führte zu dem Kriege von 1866, welcher dem deutschen Volke endlich deutlich den Weg wies, auf dem es fortan das Ziel zu erstreben hatte. Dieser conservative Minister unternahm eine Revolution, so folgenschwer und so tief berechtigt, wie nur je eine von einem Volke ausgegangen ist. Er stand einem Volke gegenüber, dem gebildetsten in Europa, das nur in dem Einen, in der Politik gegenüber den übrigen Nationen Europa's zurückgeblieben war, das freiheitlich überall war, nur nicht in der grossen nationalen Sache. — Schauen wir zurück auf die Siegeslaufbahn der bismarckschen Politik, deren grösste Eroberung sich eben vor unseren Augen zu vollziehen im Begriff ist, und rufen wir uns kurz die Stellung Preussens vor 1866 ins Gedächtniss zurück.

Die alte deutsche Misere hatte damals zwei mächtige Beschützer innerhalb der deutschen Grenzen selbst. Der eine war der durch die Kleinfürsten genährte conservative Geist des Volks. Jede Action nach aussen, über die kleinstaatlichen Pfähle hinaus vergrösserte die Lasten des Volks, kostete Geld, möglicherweise auch Blut, und indem man diese scheute, strebte man durch Verbesserung der

inneren Verhältnisse die entfernt liegenden Vortheile zu ersetzen, welche das Volk seit lange zu entbehren gewöhnt worden war. Die deutsche Arbeitsamkeit hatte durchgängig blühende wirthschaftliche Verhältnisse erzeugt, die alten engen Staatsgrenzen hatten die einzelnen Stämme gelehrt, innerhalb derselben thätig zu schaffen und zu vergessen was drüber hinaus lag. Fanden sich Uebelstände, die in die Augen sprangen, aussergewöhnlich drückende Lagen, so suchte man zu helfen so weit es augenblicklich möglich war und fügte sich in das Unvermeidliche bis auf günstigere Zeit. Die Regierungen waren meist human genug, um den Bedürfnissen ihrer Länder einigermaassen nachzugehen, Gesetz und Recht zu respectiren, und ereignete sich einmal das Unglück, dass ein Fürst den Thron bestieg, der auf Kosten des Volkes seinen Säckel füllte, jede Freiheit unterdrückte, oder gar seine Unterthanen verrieth und verkaufte — nun so liess sich dagegen wenig machen, denn dann ward man daran erinnert, dass man in einem deutschen Kleinstaate lebte, dass es noch andere Fürsten in Deutschland gab, die, wenn im äussersten Falle die Revolution ausbrach, das Volk durch nachbarliche Kanonen zur Pflicht zurückrufen würden. So war es begreiflich, dass wohl der Einheitsgedanke, nicht aber der entsprechende Wille im Volke vorhanden war.

Der andere Beschützer dieses Wesens war Oesterreich. Seit der glorreichen Zeit, da die Sonne nicht unterging in den Ländern des deutschen Kaisers hatte Oesterreich für Deutschland nichts gethan, hatte es dasselbe knechten lassen von unzähligen Tyrannen, hatte es die Anarchie aufgerichtet, weil Italien, Spanien, Niederland ihm mehr werth waren als die Ordnung in Deutschland; und als der Kaiser später nicht mehr die Kraft besass, die deutschen Fürsten zu bändigen, da wurde es Oesterreich's Lebensprincip, jene Anarchie zu erhalten, zu befestigen. Nie hatte Oesterreich wahrhaft deutsch sein können, weil es nie die Zeiten Karl's V. vergessen wollte, weil es stets den römischen Kaiser höher stellte, als den Kaiser deutscher Nation.

Dieser undeutschen Politik Oesterreich's verdankte Preussen sein Wachsthum. Aus der österreichischen Schöpfung staatlicher Zerfahrenheit hatte sich Preussen mühsam und stetig emporgerichtet, sich selbst alles verdankend. Preussen war die erste Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens, denn es war die staatliche Ordnung gegenüber der haltlosen Anarchie des Mittelalters. Was von dieser Anarchie, was von den kleinen deutschen Fürsten zu erwarten war, wusste man seit der französischen Invasion des ersten Napoleon.

Wollte man nicht der Aussterbepolitik huldigen, oder warten bis Deutschland durch ein Wunder seine Gestalt und Wesen änderte, oder Oesterreich sich selbst auflöste, so musste man von Preussen die Ergreifung der Initiative hoffen.

Diese Initiative hatte somit als natürliche Gegner die ganze Militärmacht Oesterreich's und der meisten deutschen Fürsten, sie hatte das Volk gegen sich, und die Vorbedingung derselben war daher eine in der Hand der Regierung fest concentrirte, ausserordentliche Macht Preussens. Ja, Preussen musste sogar in seiner Armee die Aussicht haben, den Krieg rasch und mit bedeutenden Erfolgen zu führen, wenn es nicht der Neutralität der auswärtigen Mächte sicher war. Diese Macht galt es zu schaffen, oder sie zu erhalten wenn sie schon vorhanden war. Auch der liberalste preussische Minister hätte erfolglos darnach gestrebt, im preussischen Volke oder in der deutschen Nation sich, eine volksthümliche Stütze zu erwerben, die dem Angriffe Oesterreich's und seiner Vasallen Stand gehalten hätte. Der süddeutsche Bürger wäre nicht aufgestanden gegen das Haus Oesterreich, der Norddeutsche hätte freiwillig das Schwert nicht gezückt gegen den Süddeutschen — soweit waren die Stämme sich noch nicht entfremdet. Die Politik der moralischen Eroberungen in dem damaligen Sinne hätte Preussen dahin gebracht, dass es von Oesterreich bei der nächsten günstigen europäischen Lage in Stücke geschlagen worden wäre. Preussen musste eine stets kampffertige Kriegsmacht haben, die der Oesterreich's gewachsen war, es durfte zugleich nicht wagen, sich in eine ausserordentliche kriegerische Action zu verwickeln, in der es seine Grenzen gegen Oesterreich hätte entblößen müssen. Erst musste Oesterreich unschädlich gemacht sein ehe Preussen an eine Offensive nach aussen hin denken durfte. Alle diese Verhältnisse zwangen Preussen, eine Militärlast zu tragen, die mit seiner Grösse und Einwohnerzahl im Missverhältniss stand. Diese Militärlast musste um so grösser sein, als Preussen — dank den Bemühungen Metternich's — vom strategischen Gesichtspunkte aus höchst ungünstige, offene und zerrissene Grenzen zu vertheidigen hatte. Kurz — Preussen musste Militärstaat sein mit allen den Lasten und Unfreiheiten, die sich damit verbinden, oder es musste aufhören Grossmacht zu sein, aufhören erster deutscher Staat zu sein, und damit seiner nationalen Aufgabe, seiner ganzen Zukunft entsagen. Hier aber hatte die preussische Regierung einen Gegner im eigenen Volke zu überwinden. Denn wie es ihre Pflicht war, die Militärmacht, der

seit den Zeiten des grossen Kurfürsten Preussen hauptsächlich die Möglichkeit seines Wachstums verdankte, zu erhalten, so war es andererseits natürlich, dass das Volk ungewöhnliche Lasten von sich abzuwälzen suchte, nach der Freiheit der Bewegung strebte, welche der Militärstaat hindert. Es ist ein vom Standpunkte des Volkes ganz billiges Verlangen, dass die Militärlast auf ein möglichst niedriges Maass beschränkt werde, und zugleich, dass das Heer ein volksthümliches sei. Das Volk macht eben keine äussere Politik, es will daher nur eine Last tragen, wie sie zur Erhaltung, zur Abwehr eines Angriffes unungänglich nothwendig ist, und will auch, dass das Heer eine Macht sei, die nur für das Volk, nicht auch gegen dasselbe gebraucht werden könne. Dieses Bestreben steigert sich natürlich einer Regierung gegenüber, die zu dem Verdacht Anlass giebt, die Rechte des Volkes nicht zu achten, einer freiheitlichen Fortentwicklung auf dem Boden der Verfassung entgegenzutreten zu wollen; die Gefahr der Knechtung des Volkes ruft in demselben das Bestreben wach, mit aller Kraft der Regierung das Mittel dazu aus den Händen zu reissen. — So sehen wir in der Natur der Dinge selbst jenen Widerspruch gegeben, welcher sich zu Anfang der sechziger Jahre immer schroffer in Preussen herausbildete. Der moderne Staat ist nicht Militärstaat, und nicht der Soldat ist der Träger der Civilisation. Je kräftiger und tüchtiger die Volksvertretung in Preussen wurde, um so stärker wurde die Opposition gegen die Regierung, um so energischer musste diese die Interessen der äusseren Politik vertreten.

Als eben der Angriff gegen die wichtigste Institution der Grossmacht Preussen begonnen hatte, trat Bismarck an die Spitze der Geschäfte. Die Forderung des Volkes nach grösserer Freiheit und geringerer Heereslast war berechtigt, sie musste sich mit der Zeit immer steigern und endlich den Sieg davontragen. Jetzt oder nie musste daher die Regierung die Initiative ergreifen, die Waffen benutzen, die sie noch in der Hand hielt. Damals wurde Bismarck die Arbeit erleichtert durch die nach innen absolutistische Tendenz des Königs und seines Hofes. Es ist ein Stück Mittelalter, welches uns in dieser Periode der preussischen Geschichte entgegentritt, ein Stück Mittelalter, das die deutsche Nation zu seiner Zeit nicht hat überwinden können und nun als Anachronismus in unsere Zeit herübergeschleppt hat. Als im Ausgange des Mittelalters aus dem Chaos ständischen Verfassungslebens sich der Absolutismus erhob, als die Auflösung aller staatlichen Begriffe die Kräfte der Völker so geschwächt hatte, dass es zuletzt als eine Wohlthat

erschien, wenn ein Ludwig XIV. in seiner Person die Majestät des Staates sah — damals war Oesterreich nicht im Stande, die Einigung der Nation herbeizuführen, die in Frankreich erreicht wurde. Es war zu schwach, die Vasallen schon zu mächtig, und an die Stelle eines monarchisch - absoluten Kaiserreichs traten unzählige kleine Monarchen, die, jeder auf seinem Stückchen Erde, eifrig danach strebten, sich zu der Grösse und dem Glanz des französischen Musterkönigs aufzublähen. Unsere Zeit hat den Absolutismus hinter sich gelassen, aber Deutschland das Verdienst desselben, die grosse staatliche Einigung, nicht mit herübergenommen. Das zu sühnen war die Aufgabe der ersten deutschen Macht, Preussen's. Preussen musste zurückgreifen in die Verhältnisse des goldenen Zeitalters der Monarchen und mit absolutistischer Gewalt die Repräsentanten mittelalterlicher nationaler, staatlicher und gesellschaftlicher Zerfahrenheit niederschmettern. Erkannte der preussische Ministerpräsident diese Nothwendigkeit, so musste er diesen mittelalterlichen Feinden gegenüber auch die Kraft eines absoluten Königs schaffen. Das preussische Volk bot ihm diese Gewalt unmittelbar nicht, denn das Volk ist eben stets Volk seiner Zeit, und konnte er nicht mit dem Volke, so musste er ohne dasselbe handeln, denn es galt die Zukunft Preussen's und Deutschland's. Um die ungelöste Aufgabe des Absolutismus in Deutschland zu lösen, um nach aussen hin Absolutist sein zu können musste er es in gewissem Grade auch nach innen hin sein. — Von diesem Gesichtspunkte aus — aber freilich auch nur von diesem — erscheint uns das Verfahren erklärlich, welches die Regierung des Grafen Bismarck jener Zeit kennzeichnet. Mit grosser Energie sammelte er seit seinem Eintritt ins Ministerium alle die Machtmittel, welche das junge Verfassungsleben in Preussen der Regierung gelassen, und erhielt sie trotz der Welt, die sich ihm entgegenstellte. Die Aufgabe war keine leichte. Gegenüber einer Volksvertretung, wie sie Deutschland so kräftig und tüchtig noch nicht gesehen, gegenüber einem Volke, das im Bewusstsein seines Rechtes auf Erweiterung und Fortentwicklung des Constitutionalismus durch jeden Angriff der Regierung nur um so fester und zäher sein Ziel ins Auge fasste, musste Bismarck eine Politik vertheidigen, die an sich dem gebildeten Europa unserer Zeit ins Gesicht schlug, die jeder durch die öffentliche Meinung anerkannten Berechtigung ermangelte, weil ihr tieferer Grund die Oeffentlichkeit scheute. So trug das Ministerium Bismarck den Schein des rücksichtslosesten, frivolsten Spielens mit den heiligsten Rechten des Volkes, den Schein

einer principiell absolutistischen Gewaltherrschaft, die um so verletzender sein musste, als sie in einer Zeit und einem Volke gegenüber auftrat, welche der Willkür und Despotie entwachsen waren. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse gelang es dem Grafen Bismarck, durch seltene Energie und richtige Beurtheilung der Widerstandsfähigkeit des Volkes sich die Gewaltstellung im Innern zu sichern, die das Substrat seiner äussern Politik werden sollte.

Mitten in dieses Ringen der Regierungsgewalt und der Volksrechte hinein trat die holsteinsche Erbfolgefrage. All jenen ungeheuren Schwierigkeiten gegenüber eröffnete ein günstiges Geschick Bismarck hier die Möglichkeit, eine nationale offensive Politik anzuknüpfen. Unter dem Titel des Schutzes deutscher Bundesangehöriger und trotz des Widerspruchs des deutschen Volks in seiner grossen Mehrheit wurde über den Bund hinweg der erste Schritt in der Offensive gemacht. Der alte Bund und Oesterreich stellten sich entgegen. Aber es gelang dem Grafen Bismarck, diese Feinde dadurch zu paralysiren, dass er Oesterreich vom Bunde trennte, aus dem strengen Richter preussischer Bundesverletzungen durch Anstachelung der alten Eifersucht und Vorspiegelung reicher Beute einen Genossen jenes sogenannten Frevels machte. Der Krieg wurde eröffnet unter dem Titel der Wahrung der Rechte der Herzogthümer auf Grund der Verträge von 1852. War Oesterreich auch unschädlich gemacht, so erstanden doch überall Feinde der verborgenen Annexionspläne Preussens während des Kampfes selbst und durch ihn, denn in alter spießbürgerlicher Kurzsichtigkeit erhob sich in Deutschland und den bedrohten Herzogthümern der Enthusiasmus für den angestammten Augustenburger, man sehnte sich danach, den Kranz fürstlich deutscher Blumen noch um eine zu vermehren, das Blut sollte vergossen sein, damit der deutsche Wirrwarr durch ein neu gekröntes Haupt noch vergrössert werde.

Diese ersten äusseren Verwickelungen scheinen uns die schwersten Anfangsschritte der bismarck'schen Politik gewesen zu sein. Denn noch durfte Preussen mit seinen letzten Plänen nicht heraustreten, noch durfte die nationale Fahne nicht entfaltet werden, noch hatte die preussische Heeresmacht sich nicht in der Kraft gezeigt, die später so nachdrücklich die diplomatischen Verhandlungen beeinflusste. Das Auftreten Preussens gegenüber Dänemark und Deutschland erschien Europa anmaassend weil durch zu geringe Machtmittel unterstützt, und Deutschland unberechtigt weil man wohl die Verletzung der Rechte des Bundes und des Erbfürsten, nicht aber das

Recht der Nation sah, welches über jenen stand. So warf diese widerspruchsvolle Stellung Preussens in jener Zeit auf seine Politik manchen Schatten, der auch heute noch unvergessen geblieben ist. Es ward zuerst die Candidatur des Prinzen Friedrich stillschweigend anerkannt, die Schleswig-Holsteiner gewöhnten sich daran, in ihm ihr nationales und freiheitliches Recht verkörpert zu sehen; dann begann Preussen gegen dieses Ideal anzukämpfen, erst versteckt, durch erbitternde Maassregelungen, Pressionen, dann offener mit seinen Hintergedanken hervortretend. Als das doppelte Spiel allmählig ans Licht trat, da waren es denn nur einzelne klarblickende Köpfe, die auf Preussen's Seite standen, die Masse des Volkes sah in dem Grafen Bismarck nur den falschen, absolutistischen preussischen Diplomaten, nicht den Befreier vom dänischen Joch, den Vertreter deutsch-nationaler Interessen.

Glücklicher noch als auf diesem Felde war Preussen gegenüber seinen anderen Gegnern gewesen. In schmachvoller Unthätigkeit hatte der Bund den Vorgängen in Dänemark zugeschaut, nicht das Geringste wagte er zu unternehmen für die nationale Sache, vor dem kräftigen Handeln Preussen's schien seine Thatkraft völlig zu erlahmen. Zu schwach um eine bedeutende Rolle im Kriege zu spielen wachte er mit ängstlicher Sorgfalt über dem hohlen Schein äusserer Grösse und Würde, ein treuer Nachfolger und Universalerbe des heiligen deutschen Reiches. Den Fürsten wurde die unternehmungslustige Offensivpolitik Preussen's unheimlich, es begann ihnen zu grauen vor diesem Geiste des Handelns, dessen Haupte eine so kampfstüchtige Minerva entsprungen war. Sie zogen es vor, ihre Truppen ruhmlos und thatenlos nach Hause zurückkehren zu lassen, sie verdrängen zu lassen aus dem Felde der Ehre, ja sie liessen sich geduldig wie offene Feinde von den Dänen behandeln und schützten nicht einmal ihre neutrale Flagge. Das durfte noch vor wenigen Jahren ein Dänemark den Deutschen bieten! Erst als der Kampf mit Worten an die Stelle des Schwertertanzes trat, wurde es in Frankfurt wieder geschäftig und Herr von Beust vertrat schwungvoll und kühn die Herzogthümer und die Nation. — Preussen hatte, wie bei der Eröffnung der Feindseligkeiten, so auf der londoner Conferenz sehr milde Bedingungen gestellt. Wäre Dänemark damals auf die Bedingungen eingegangen, so hätte es fast nichts verloren, es wäre durch den Krieg nicht viel mehr als durch die Bundesexecution erzielt worden, für Deutschland wäre wenig, für Preussen nichts gewonnen gewesen. Dies aber war sicher nicht der Plan Bismarck's. Er hatte genau berechnet, wie weit die Hoffnung Dänemark's auf eine günstige Wendung des Kriegsglücks ging,

wie weit es auf auswärtige und namentlich auf englische Hilfe rechnete, wie gross die Hartnäckigkeit der dänischen Regierung sein würde: er wusste, dass seine Bedingungen vom dänischen Cabinet würden verworfen werden. Es geschah was er wollte: so gemässigt die preussischen Forderungen waren — sie waren gerade streng genug um dem dänischen Uebermuthe unannehmbar zu erscheinen, um dann mit jedem neuen Annäherungsversuche von Seiten Preussen's und Oesterreich's gesteigert zu werden, endlich um den Krieg wieder fortzusetzen und das friedliebende, maassvolle Preussen wiederum zur Erhöhung seiner Ansprüche zu drängen. Während der Verhandlungen waren alle Vorbereitungen zur energischen Fortführung des Kampfes getroffen worden, und kaum waren beide beendet, so erfolgte ein zerschmetternder Schlag — der Uebergang nach Alsen. Trotz der eifrigen Bemühungen gelang es Dänemark nicht, eine englische Intervention herbeizuführen, weil Napoleon die wiederholten Aufforderungen England's dazu abwies; mit der grössten Kühnheit und gewandten Benutzung der Verhältnisse wies Bismarck die Drohungen des englischen Cabinets zurück bis Jütland in den Händen Preussen's war und ein Schritt weiter die dänischen Inseln in die Gewalt der Sieger, das dänische Reich an den Rand des Unterganges gebracht hätte. Nun dictirte Bismarck den dänischen Gesandten in Wien den Frieden, der Schleswig-Holstein für immer von Dänemark losriss und zugleich Bismarck ein Material in die Hand gab, geschmeidig genug um unter einer kundigen Hand jede gewünschte Form anzunehmen. In unbegreiflicher Blindheit liess sich Oesterreich durch dieselben Mittel, die es in den Krieg hineingezogen hatten, nun auch weiter drängen. Wie am Anfange des Krieges so war Oesterreich auch jetzt bereit, auf die preussischen Annexionsgedanken einzugehen gegen ein Aequivalent auf deutschem Gebiet, aber es fand das berliner Cabinet diesem Handel nicht mehr geneigt, und das Misstrauen begann in der Hofburg rege zu werden. Man schwankte rathlos hin und her, man konnte sich nicht entschliessen, den einmal gefassten Plan territorialer Erwerbungen in Deutschland wieder fahren zu lassen, und liess sich endlich zu einer neuen Thorheit verleiten. Die gasteiner Convention befestigte den Widerspruch, in welchen die beiden Grossmächte mit dem Bunde getreten waren, sie trennte Oesterreich von Deutschland und brachte es um vieles weiter in der schlüpfrigen Gewaltstellung zu den Herzogthümern, die auch Preussen innehielt. Hier aber war Preussen's Lage eine weit günstigere. Beide hatten einen gleichen

Antheil an dem Frevel, sie waren gleich schuldig an demselben Verbrechen, aber während für Oesterreich dauernde Erwerbungen in Schleswig-Holstein von keinem Nutzen sein konnten, war der Vortheil, der für Deutschland aus einer engen Verbindung Schleswig-Holsteins mit Preussen erwachsen musste, allein genügend, um die von Preussen in dieser Hinsicht gestellten Forderungen als berechtigt erscheinen zu lassen. Während die That Oesterreich's, selbst wenn dieses leer ausging, ungerechtfertigt erscheinen musste, wurde Preussen gerade durch die Beute, die es bei derselben That davontrug, in einem grossen Theile der öffentlichen Meinung gerechtfertigt. Die Ansprüche Preussen's wurden in den sogenannten Februarbedingungen formulirt und Bismarck trat immer offener mit seinen Wünschen nach Machterweiterung hervor. — Hatte die österreichische Diplomatie früher geglaubt, durch Zusammengehen mit Preussen einseitige Machterweiterung desselben zu hindern, so sah sie sich bitter getäuscht: Oesterreich war durch die Theilnahme an der Gewaltthat von Deutschland wie von Europa isolirt und die Beute drohte jetzt der einzige Freund in ziemlich rücksichtsloser Weise sich allein zuzueignen. Der Freund zeigte sich etwas selbstsüchtig und unfreundlich, aber Oesterreich war durch den gasteiner Vertrag auf's Neue an ihn gefesselt wie es durch den Krieg und den wiener Frieden von Deutschland gelöst war. Grossmüthig bot Graf Bismarck eine Geldentschädigung für Oesterreich's Ansprüche auf die Herzogthümer. 40 Millionen war eine hübsche Summe für einen Gegenstand von so ungewissem Werth wie die österreichischen Rechte. Aber diese österreichischen Condominalrechte konnten bei der Lage der Dinge und in der Hand eines Grafen Bismarck wohl verwerthet werden, Preussen konnte dauernd gestärkt werden während die österreichischen Finanzen durch 40 Millionen nicht wesentlich sich besserten. Hatte die alte Eifersucht schon bisher Oesterreich übel genug mitgespielt, so begann Graf Mensdorff nun blindlings ihren Eingebungen zu folgen. Immer schroffer traten sich die Cabineten gegenüber. Die maassvollen, mit grossem diplomatischen Tact abgefassten preussischen Noten wurden mit immer grösserer Leidenschaftlichkeit, immer steigendem Unverstande beantwortet. Preussen wollte das gute Einvernehmen erhalten, oder gab sich doch den Schein dieses Willens, indem es sich unter Aufrechterhaltung der Februarbedingungen zu Concessionen erbot. Dieser Machtzuwachs Preussens aber war der Pfahl im Fleische Oesterreich's, der das wiener Cabinet in eine immer tollere Haltlosigkeit hineintrief.

Kamen die Februarbedingungen zur Ausführung, so war ein grosser Schritt zu einer consolidirten Macht Preussen's in Norddeutschland geschehen; dass sie aber zur Ausführung kommen würden, dafür sprachen die preussischen und die deutschen Interessen, die für sie eintraten, dafür sprach die jetzt anerkennende Stimmung Deutschland's und der europäischen Mächte.

Nur die deutschen Fürsten sahen wieder misstrauisch und besorgt auf die Machtpolitik Preussen's hin. Wurde der Augustenburger so behandelt, so ganz schonungslos bei Seite gesetzt — es bedurfte keines besonderen Scharfblicks, um sorgenvoll in die Zukunft zu schauen. Es liess sich nicht leugnen, dass die Februarbedingungen auf Kosten kleinstaatlicher, dynastischer Interessen die nationalen vertraten; sie enthielten eine Thatsache, die, zum Princip erhoben, in den Augen der Fürsten verdammungswürdiger als die Sünde selbst war. In dieser Anschauung begegneten sie sich mit Oesterreich, und der gemeinsame Hass begann die erkaltete Freundschaft neu zu beleben. Oesterreich fing an sich dem Bunde wieder zu nähern, und dieser vergass angesichts der neuen Gefahren die Kränkungen des Krieges und des wiener Friedens. Noch einmal zeigten die Fürsten Deutschland's, dass ihnen nichts heilig war, wenn es galt ihre persönlichen Interessen, ihre Throne zu vertheidigen.

Oesterreich entschloss sich Hals über Kopf, durch Waffengewalt die gasteiner Fesseln zu brechen, Preussen's Vergrösserung zu hinterreiben, womöglich Preussen aus seiner jetzt mehr als je gehassten und gefürchteten Grossmachtstellung zu werfen. — Ein geheimer Vebund wurde geschlossen, mit dem grössten Eifer ergriffen die Leute vom Schlage des Herrn von Beust die Gelegenheit, um von ihrem engen Standpunkte aus grosse Politik zu treiben. Im Schattendunkel eines Lügengewebes, dem nur das des folgenden Krieges und des heutigen Frankreich's würdig an die Seite gestellt werden kann, wurden die Waffen geschmiedet, die den Markgrafen von Brandenburg, den treulosen Vasallen des Kaiserhauses Oesterreich für immer unschädlich machen, dem Räuber von 1815 seine sächsische Beute entreissen, den Frevler an der Legitimität und dem Fürstenthum niederschmettern sollten. Judenverfогungen, italienische Unruhen gaben den nothdürftigen Vorwand, und fand man keinen, so entblödete man sich nicht, notorisch bekannte Thatsachen einfach abzuleugnen und die Vorwürfe Preussen's durch Gegenbeschuldigungen zu überschreien. Durch den lächerlichen Streit wegen der Priorität der Rüstungen sollte die preussische Rechtsbasis des wiener Friedens und der gasteiner

Convention durchlöchert, alle die bisherigen Thorheiten, zu denen das wiener Cabinet sich hatte hinreissen lassen, verwischt und wozüglich Preussen als Friedensbrecher nach Form und Recht hingestellt werden. Freilich wurde Oesterreich in den Krieg hineingetrieben, aber nicht durch preussisches Waffengerassel, sondern durch die Jämmerlichkeit seiner eigenen Politik und die Ueberlegenheit der preussischen Diplomatie.

So war für Preussen der Augenblick gekommen, entweder auf lange Zeit einer Lösung seiner Aufgabe zu entsagen, oder mit Aufbietung aller Kräfte einen zerschmetternden Schlag zu führen gegen die mittelalterlichen Götzentempel des Dynastencultus und Particularismus. Preussen wich nicht zurück, denn die Lage war äusserst günstig. Zwar gaben die wiederholten Verletzungen der Verfassung und die ganze absolutistische Gewaltherrschaft des Grafen Bismarck dem preussischen Volke Grund zu einer tiefen Verstimmung gegen die Regierung; noch in jüngster Zeit waren wiederum Ausschreitungen vorgekommen, die zu rechtfertigen wohl nie gelingen wird. Diese Vorgänge hatten zu gleicher Zeit die preussischen Sympathieen im deutschen Volke ebenso sehr wie die äussere politische Haltung die der Fürsten herabgedrückt, so dass voraussichtlich Preussen keinerlei Unterstützung der nationalen Sache durch die Nation erwarten konnte. Bismarck wusste aber, dass das preussische Volk seinen Hass gegen das Ministerium nicht über das Wohl des Staates stellen würde.

Preussen hatte eine Armee, deren wahre Grösse wohl erst jetzt sich gezeigt hat, deren Wucht aber auch schon vor dem Kriege von 1866 die wägende Hand des prüfenden Staatsmannes richtig bemessen hat, während die Blindheit österreichischer und süddeutscher Helden mit ihr Fangeball spielen zu können vermeinte. In Italien bot sich durch besondere Gunst der Verhältnisse ein durch gleichartige Interessen mit Preussen verbundener Waffengenosse dar, mit dem es nur galt einen Vertrag zu schliessen, der ihn Preussen in die Hand gab. Der Vertrag wurde geschlossen und Italien von seiner französischen Vormundschaft so weit gelöst und so eng mit Preussen verbunden, dass ein Streich Frankreich's gegen dieses auch jenes treffen musste. Auf anderweitige auswärtige Hülfe konnte Oesterreich nicht rechnen. Mit grosser Sicherheit konnte Preussen nun den französischen Antrag einer Conferenz annehmen, denn zu den alten preussischen Forderungen war nun die italienische getreten und es war offenbar, dass Oesterreich jetzt nicht nachgeben und durch solche Hartnäckigkeit

sich eine neue Schuld in den Augen Europa's aufbürden würde. Die Verhandlungen zerschlugen sich und die Kriegsrüstungen nahten ihrem Ende. Oesterreich war in Bezug auf den Beginn der Feindseligkeiten wieder in einem Dilemma. Ging die Kriegserklärung von ihm aus, so konnte diese neue Sünde ihm empfindlich schaden, überliess es Preussen die Initiative, wollte es den gasteiner Vertrag noch respectiren, so blieb diese Scheidewand zwischen ihm und den Bundesfürsten und es war in Holstein einer Ueberrumpelung ausgesetzt. Das wiener Cabinet entschied sich für den ersten Schritt und brach den gasteiner Vertrag indem es die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten in die Hände des Bundes legte, in Holstein eigenmächtig die Stände einberief. Sofort rückten die preussischen Truppen in Holstein ein, vertrieben die Oesterreicher und mit ihnen die Ständeversammlungen, während im Süden der grosse Kampf begann. —

Unterdessen war Preussen zum ersten male offen mit einem nationalen Programme hervorgetreten. Der Vorschlag zur Bundesreform und zur Einberufung des deutschen Parlaments auf Grund des Reichswahlgesetzes von 1849 setzte die Welt in Erstaunen. Es war ein Blitz, greller und stärker als alle vorhergehenden, der aus jener unheilschwangeren, undurchdringlichen Wolke auf die gekrönten Häupter der Preussenfeinde betäubend herniederfuhr, und mit dämonischem Hohne stieg vor den Augen der geängsteten Fürsten das Schreckgespenst von 1848 in neuer Beleuchtung hervor. Die einzige Tugend, die Graf Bismarck in den Augen der Fürsten noch gehabt hatte, die Tugend, ein Feind des Volkes zu sein, war nun abgestreift, und der preussische Premier offenbarte sich in seiner ganzen fluchwürdigen Gestalt. Aber wie diese, so war auch das preussische und deutsche Volk geblendet von dem ungewohnten Anblick des so lange entbehrten und nun so plötzlich hereinbrechenden Lichtes. Ihm fehlte der Uebergang einer allmäligen Dämmerung, ihm fehlte auch das vermittelnde Band zwischen dem Absolutisten Bismarck, als welcher er bisher gehandelt hatte, und dem liberalen Vertreter des Volkes, als welcher er sich plötzlich darstellte. Nie hatte Graf Bismarck in näherer Beziehung zu der nationalen Partei in Deutschland gestanden, nie eine Annäherung an dieselbe gesucht, er hatte nie offen feste politische Grundsätze gezeigt, sein einziges Princip schien die Gewalt zu sein. Wohl war es da erklärlich, dass das Volk sich anfangs misstrauisch von dem Dargebotenen abwandte, denn Gewohnheit und Stetigkeit in der Entwicklung sind Grundelemente

der Volksmoral. Und doch war es hier zuerst, wo Bismarck seine Pläne enthüllen konnte: alles war bereit, um ihrer Eröffnung sofort mit grösstem Nachdruck die Ausführung folgen zu lassen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, die ganze Wucht absoluter Gewalt für die nationale Sache einzusetzen, mit offenem Visir und entfaltetem Banner in die Schranken zu treten.

Der Krieg wurde mit der bekannten Energie geführt, Oesterreich geschlagen, dann in den diplomatischen Verhandlungen von Deutschland getrennt und diese Trennung durch den prager Frieden für immer befestigt. Zugleich wurde der Nordbund gegründet und damit Ziel und Zweck Preussen's offen proclamirt. — So war der eine Feind, Oesterreich, beseitigt, der andere, die Kleinstaaterei, schwer geschädigt.

Wie stand nun Frankreich zu allen diesen Vorgängen, Frankreich, der berufene Hort deutscher Schwäche, der Mitvormund Oesterreichs für die deutschen Bundeskinder, mit seinem Prestige, seiner europäischen Hegemonie?

Vier Jahre lang hat Europa ein Räthsel in sich umhergetragen, ein bisher unlösbar scheinendes Räthsel, und erst jetzt fand sich der Schlüssel dazu, erst jetzt haben wir die Documente in Händen, die beweisen was die meisten ahnten, viele glaubten, wenige wussten. Hatte wirklich Napoleon in wahrhaft staatsmännischer Weise von einem weiteren Gesichtspunkte aus die traditionelle Politik Frankreich's verlassen und als Haupt der „grossen Nation“ sich auch zum Vertreter der grossen Ideen, des grossen nationalen Princips in Europa gemacht?

Fast hatte es diesen Anschein. Dafür schienen die Thatsachen zu sprechen, dass, als England in dem dänischen Kriege interveniren wollte, es durch die Weigerung Frankreich's, an dieser Intervention Theil zu nehmen, verhindert wurde; dass der deutsche Krieg von 1866, der Frankreich hundert Gelegenheiten zum Eingreifen bot, dennoch kein französisches Heer an der Grenze sah. Erst die Cession Venetiens, dann die Friedensvermittlungen Frankreich's, die diplomatischen Verhandlungen von Nikolsburg und Prag liessen einiges durchblicken, was auf einen anderen Geist der französischen Politik zu schliessen zwang. Es wurden Stimmen laut, welche Verath schriehen über den Frevler Bismarck, der Frankreich's Neutralität mit deutschen Gebietstheilen erkaufte und dem Minister nicht glauben wollten, wenn er behauptete, er könne keinen Fuss deutscher Erde den Wälschen abtreten. Wie war es möglich, dass

Frankreich schwieg als 1866 die politischen Verhältnisse Mitteleuropas herumgeworfen und der Grundstein zu der deutschen Einigung mit gewaffneter Hand gelegt wurde, dass der Mann, ohne dessen Willen keine Kanone in Europa gelöst werden durfte, der überfeine Diplomat, auf dessen Stirnrunzeln ganz Europa ängstlich hingeblickt, schwieg als die preussischen Colonnen im 7tägigen Kriege deutlich erwiesen, welche ungeheuerere Kraft in dem preussischen Heere und Staate steckte? Heute wissen wir es: Napoleon wollte hier ohne Kosten dasselbe erreichen, was ihm 1859 in Italien gelungen war, er hoffte für seine Neutralität durch deutsche Erde entschädigt zu werden. Aber 1866 wie 1870 hat er das Böse gewollt und das Gute geschafft, er hat 1866 auf dem Felde der Diplomatie einen Stärkeren gefunden, wie er 1870 auf dem Schlachtfelde niedergeworfen worden ist. — Die wenigen, aber schlagenden Zeugnisse, welche von dem berliner Cabinet in diesen letzten Wochen veröffentlicht wurden, besonders die Circulardepesche des Grafen Bismarck vom 29. Juli d. J., ebenso glänzend als diplomatisches Actenstück wie inhaltschwer und bedeutend für die Beurtheilung der Politik ihres Verfassers, haben den Schleier von diesen Verhältnissen so weit gehoben, dass wir die Umrisse der bisher verborgenen diplomatischen Geschichte deutlicher zu erkennen vermögen.

Wir haben den Gang der preussischen Politik gegenüber Oesterreich ausführlich genug uns ins Gedächtniss zurückgerufen, um die auffallende Parallele hervortreten zu lassen, welche zwischen 1865 und 1870, zwischen dem diplomatischen Vorspiel jenes und dieses Krieges sich zeigt. Eifersucht auf Preussen und Hoffnung auf Beute haben im deutsch-dänischen Kriege so Oesterreich zum activen Bündniss, wie Frankreich zu einer neutral zustimmenden Haltung gegenüber Preussen verleitet. Eroberungslust und Furcht vor der von Preussen in den deutschen Dingen gefassten Offensivstellung haben Oesterreich 1866 in den Krieg getrieben und Frankreich auf eine abschüssige Bahn gebracht, auf der es endlich in sein Verderben raste. Die seit 1862 ins Auge gefassten Pläne einer Vergrösserung Frankreich's mit Hülfe Preussen's sollten 1864 nicht zu Gunsten eines Staates zerstört werden, von dem noch jüngst der um seine Hülfe bettelnde französische Abgesandte Cadore meinte: „*Mais son tout, c'est donc si peu de chose!*“ Wie Oesterreich durch Hoffnungen auf Theile von Bayern oder Preussen, so liess sich Frankreich durch eventuelle Belohnungen auf dem linken Rheinufer hinhalten, und als die österreichischen Hoffnungen zu schwinden begannen, da glaubte Napoleon

die seinigen um so sicherer erfüllt zu sehen. Je böser das Verhältniss der beiden deutschen Mächte zu einander ward, um so mehr näherte sich Frankreich der preussischen Regierung. Es wurden die verschiedensten Vorschläge zu Gebietserweiterungen beider Mächte gemacht, es wurde für Frankreich die Grenze von 1814, oder Luxemburg, ja Theile der Schweiz oder Piemont's in Aussicht genommen. Im Mai 1866 scheint Napoleon seiner Sache so sicher sich geglaubt zu haben, dass er vor ganz Europa auf seine Pläne hinzudeuten und in seiner berühmten Sensationsrede zu Auxerre seinen Abscheu vor den Verträgen von 1815 laut zu proclamiren wagen durfte. Zugleich ward im geheimen Preussen ein Offensiv- und Defensivbündniss angetragen, welches als Aequivalent für die Consolidirung Preussen's in Deutschland eine bedeutende Vergrösserung Frankreich's auf Kosten Preussen's, Bayern's, Hessen's beanspruchte. Nach dem gegenwärtigen, von Bismarck veröffentlichten Auszuge aus jenem Project scheint Frankreich auch in dieser Sache den Vorschlag einer Conferenz der Grossmächte nur gemacht zu haben, um seine eigentlichen Absichten zu verbergen. Denn während im April die Mächte von Drouyn de l'Huys mit dem Project zu einer Friedensconferenz erfreut wurden, stipulirte jenes Bündniss mit Preussen für Frankreich nur in dem Falle einen Vortheil, wenn der Congress resultatlos bleiben würde. Die Zwecke dieses doppelten Spiels gegenüber den Cabineten Europa's waren offenbar die Entkräftung des preussisch-italienischen Bündnisses und Zeitgewinnung zu eiligen Rüstungen. Wie bisher, so behandelte Graf Bismarck auch noch jetzt im letzten Augenblick die Sache — nach seinem treffenden Ausdrucke — dilatorisch. Er hatte die preussische Regierung bisher Frankreich gegenüber in keiner Weise gebunden, keinerlei directe Zusicherungen gegeben, aber auch nicht strict abgewiesen. Er liess die französische Diplomatie, er erhielt sie vielleicht in dem Wahn, dass ein Augenblick kommen werde, wo die französischen Wünsche Wahrheit werden würden, und er zerstörte diesen Wahn genau nur in dem Maasse, als die vorschreitenden realen Verhältnisse es mit sich brachten. Erst nach mehrfachen, drohenden Mahnungen Frankreich's zur Annahme, erst nachdem schon der Krieg ausgebrochen, im letzten Moment wies er das Bündniss zurück. Frankreich war kaum zum Bewusstsein dessen gekommen, dass diese Hoffnungen zu Wasser geworden seien, als auch schon die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli den Krieg entschieden hatte, ein thätiges Eingreifen Frankreichs zu spät geworden war. Jener Vertragsentwurf war der

Schild, der damals Rheinprovinz und Westphalen deckte und gestattete, dass Preussen seine Westgrenze völlig von Truppen entblösste. Kaum war Frankreich gewiss, getäuscht worden zu sein, oder sich getäuscht zu haben, so warf es sich in grösster Eile auf die feindliche Seite. Hatte Napoleon vorher die thiers'sche Kriegspartei im Vertrauen auf seine geheimen Entwürfe zur Ruhe gezwungen, so suchte er nun durch die Posse mit der Cession Venetiens zu bekunden, dass Frankreich nicht unthätig geblieben sei, und drängte während der Friedensverhandlungen in den Grafen Bismarck mit seinen alten Forderungen. Nach den zu Nikolsburg am 26. Juli abgeschlossenen Friedenspräliminarien und während der Kaiser Napoleon zu Vichy war, theilte Benedetti dem Grafen Bismarck einen ihm aus Vichy zugegangenen Entwurf zu einer geheimen Convention mit. Frankreich sollte die Grenze von 1814, die bayerischen und hessischen Länder am linken Rheinufer bekommen, Luxemburg von Deutschland getrennt werden. Nun wies Bismarck diese Propositionen mit dem Bemerken rund ab, dass Preussen's nationale Politik und das augenblicklich gesteigerte Selbstbewusstsein des Volkes ihm die Annahme unmöglich mache. Endlich forderte Napoleon, unter Androhung des Krieges für den Fall der Weigerung, wenigstens die Festung Mainz. Auch das geschah nicht. Vielmehr wurden nun jene ersten Propositionen veröffentlicht, und kaum waren sie am 5. August gestellt worden, so hatte die Veröffentlichung auf die süddeutschen Staaten die Wirkung, dass auf ihre eigene Initiative am 13., 17., 22. August die Schutz- und Trutzbündnisse derselben mit Preussen zugleich mit den Friedensverträgen unterzeichnet wurden.

Trotzdem, und während diese Bündnisse vorläufig geheim blieben, fuhr Frankreich fort, an seine einmal gefassten fixen Ideen zu glauben. Preussen nahm die Vermittelung Frankreich's beim prager Frieden an, und das äussere Verhältniss blieb leidlich gut. Preussen hatte seine Hauptzwecke erreicht, Oesterreich wurde aus Deutschland endlich ausgeschlossen, und während Frankreich, indem es vorläufig die Entwürfe vom 5. August zurückzog, wenigstens meinte, zu Prag die Mainlinie gerettet zu haben, war dieselbe thatsächlich bereits überschritten, zuletzt durch das Bündniss mit Bayern, am Tage vor dem prager Frieden.

Erneute Propositionen seitens der französischen Regierung liessen nicht lange auf sich warten, und Graf Bismarck verfehlte nicht, die französischen Diplomaten wieder in die schönsten Hoffnungen einzuwiegen, um während dieses süssen Schlafes die Verhältnisse im

Innern Deutschland's sich gestalten zu lassen. Im September athmete Napoleon's Circulardepesche wieder den tiefsten Frieden. Der Kaiser glaubte nicht, „dass die Grösse eines Landes von der Schwächung der Völker, welche es umgeben, abhängt, und er sieht das wahrhafte Gleichgewicht nur in den befriedigten Wünschen der Völker Europa's.“ Frankreich's Politik war wieder die der grossen und grossmüthigen Nation, welche sich über „engherzige und missgünstige Vorurtheile eines anderen Zeitalters erhaben“ fühlte. —

Aber schon im Januar 1867 trat in Frankreich eine Veränderung im Cabinet ein, welche den Marschal Niel in's Kriegsministerium brachte und damit grosse und fortgesetzte Rüstungen sowie eine vollständige Reorganisation des Militärwesens einleitete. Schon umgaukelten neue Traumbilder das Haupt des erfindungsreichen Dulders. War deutsch-preussische Erde nicht verkäuflich, so liess sich vielleicht Holland zu einem Handel herbei. Es gelang, das Geld war bereit zum Ankauf von Luxemburg. Preussen wurde im Geheimen geschmeichelt, wieder wurden Vorschläge und zugleich der Versuch zu einer Einschüchterung gemacht. Thiers und die nielsche Kriegspartei donnerte im gesetzgebenden Körper gegen Preussen, E. Ollivier war während der Debatten vom 14. bis zum 18. März der einzige, der für die Freiheit Deutschland's, sich selbst nach eigenem Belieben zu gestalten, eintrat und in der Consolidirung desselben für Frankreich keine Gefahr sah. Am folgenden Tage, den 19. März, wurden die geheimen Verträge Preussen's mit den süddeutschen Staaten veröffentlicht, eine bündige Antwort auf den Kriegslärm des gesetzgebenden Körpers. Frankreich nahm sie stillschweigend hin und brachte sofort die Verhandlungen wegen Luxemburg zur Reife. Das Bekanntwerden dieses Handels hatte dann das Eingreifen der europäischen Diplomatie zur Folge. Hier gab Preussen nach, räumte die Festung Luxemburg und gab sich mit der Neutralisirung des Ländchens zufrieden. — Es wich zurück weil es die europäischen Mächte, selbst England gegen sich hatte und seine Rechte zweifelhaft waren.

Aber auch Frankreich war wenigstens die Annexion Luxemburg's nicht gelungen. Sogleich stürzte es, wohl durch die preussische Nachgiebigkeit verleitet, wieder in neue Conjecturen. Es näherte sich wieder vertraulich dem preussischen Minister und sang das alte Lied in neuer Weise. Graf Benedetti formulirte einen Vertragsentwurf, der nicht mehr, wie die beiden vorhergehenden, eine Beraubung Deutschland's, sondern die Annexion Luxemburg's und

die Eroberung Belgiens bezweckte. Ein Schutz- und Trutzbündniss mit Preussen sollte Europa niederdrücken, Preussen die süddeutschen Staaten in den Nordbund zwingen. Wiederum ward auch dieser Antrag von Bismarck zurückgewiesen, aber wieder, wie es scheint, nicht so kategorisch, dass das pariser Cabinet nicht bei der Meinung geblieben wäre, es könne eine gelegener Zeit besseren Erfolg bringen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! dachten Rouher und Moustier, während damals, am 23. December, E. Ollivier im gesetzgebenden Körper gegen die „abscheuliche, in gewissen Gemüthern allmächtige Ueberzeugung“ kämpfte, „dass man nur durch Siege und Eroberungen neue Dynastien gründe.“

Nachdem die Rheingrenze und Luxemburg durch die Erklärungen Bismarck's aus dem Programm ausgeschieden worden waren, blieb nun noch Belgien übrig, das, wie aus dem Briefe Benedetti's vom 29. Juli d. J. hervorzugehen scheint, schon vor dem Kriege von 1866 die Augen Napoleon's auf sich gezogen hatte, und das, wie Graf Benedetti kühn behauptet, vom Grafen Bismarck dem Kaiser Napoleon gegen dessen Willen im Jahre 1866 aufgedrungen wurde. Damals, so sagt der Graf, habe Bismarck auf's neue den lebhaftesten Wunsch bekundet, das durch den Krieg gestörte Gleichgewicht für Frankreich durch einige Annexionen wiederherzustellen. Diese Besorgniss Bismarck's für die Grösse Frankreich's wäre in der That rührend, wie die politische Resignation des diese Vorschläge abweisenden Kaisers erhaben. Indessen ging die französische Politik nicht so sehr aus dem Geleise, als man heute uns einreden will, und im Frühjahr 1868 spann sich in aller Stille die belgische Eisenbahnfrage an. Im März trat Prinz Napoleon zu Berlin mit der Versicherung hervor, dass im Falle einer französischen Occupation Belgiens Preussen „sein Belgien wo anders finden würde.“ Auch die orientalische Frage ward mit einer Grenzberichtigung Frankreich's in Verbindung gebracht. — Der energische Widerstand Preussen's und Belgiens zerstörte auch diesen Plan. —

Nun war das Maass voll. Wie Preussen vor 1866 das wiener Cabinet durch die Aussicht auf Ländererwerb zum Allirten gemacht, von Deutschland, von Europa schrittweise, allmählig gelöst, dann endlich, als Oesterreich, die begangenen Thorheiten einsehend, zum Schwert griff, mit raschen, furchtbaren Schlägen niederschmettete, noch ehe Europa die scharfe Klinge des gewandten Fechters vom letzten, tödtlichen Streiche zurückzuhalten die Zeit hatte, so auch jetzt. Das alte Verlangen Frankreich's nach dem linken Rheinufer

und das Bedürfniss des Kaiserreichs, durch Eroberungen zu glänzen, durch grosse Thaten sich zu befestigen, erfüllten die Phantasie der französischen Diplomaten mit Bildern, die zu erhalten es dem Grafen Bismarck nicht gar schwer wurde, und die zu zerstören er sich hütete, so lange er dadurch den klaren Blick des französischen Cabinets von anderen Gegenständen abzulenken für nöthig fand. Er sagt in seiner Depesche vom 29. Juli: „Ich vermuthete, dass die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschland's und Europa's Interesse war, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu riethen, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut niemand die Absichten göttlicher Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muss. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, dass in Frankreich's Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide grosse Nachbarvölker über die Nothwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten — eine Hoffnung, welcher jeder Aufschub des Bruches zu Gute kam.“ Während er stets im bestmöglichen Vernehmen mit dem französischen Cabinet zu bleiben suchte, gelang es ihm, bei jedem bedeutenden Schritte, den er in seiner deutschen Politik vorwärts that, Frankreich soweit zu blenden, dass es immer mit einem Programm hervortrat, welches die europäischen Mächte gegen sich hatte und damit die diplomatische Lage des berliner Cabinets für die Zukunft unterstützte. Während Bismarck 1866 in Deutschland den ersten Stoss gegen Frankreich führte, ward ihm von demselben Frankreich das Vertragsproject vom 5. August anvertraut, während er die Annexion Luxemburg's verhinderte, nahm er aus der Hand Frankreich's das Project zur Annexion dieses Landes, während er sich der Ueberrumpelung Belgiens entgegenwarf, legte Benedetti den Entwurf zur Vergewaltigung dieses Landes und der europäischen Verträge im preussischen Staatsarchiv nieder — jeder Offensivstoss Frankreich's endete damit, dass seine Spitze von dem Grafen Bismarck gegen Frankreich gewandt ward, und bei jedem Siege Preussen's lieferte Frankreich eine neue Waffe gegen sich dem preussischen Cabinet in die Hände. Wahrlich, ein Meisterstück der Diplomatie! Immer und immer wieder stösst der erhitzte Stier in das rothe Tuch, welches ihm vorgehalten wird, und bei jedem Stoss senkt der Matador sicher seinen Dolch in den Nacken des rasenden

Thieres. — Man hat von einigen Seiten her in diesem diplomatischen Kampfe nicht nur die französische, sondern auch die preussische Politik als eine unmoralische, betrügerische darstellen wollen. Es ist kaum der Mühe werth, auf diese unverständige Anschauung hinzuweisen. Wir sind weit entfernt, die sprüchwörtliche Lüge der Diplomatie in Schutz zu nehmen. Aber noch giebt es keinen Staatsmann in Europa, der stets sprechen dürfte wie das Kind zur Mutter. Was das französische Cabinet verdammt, ist das seinen Absichten zu Grunde liegende Princip des Unrechts, der Vergewaltigung, Eroberung; was die dem Grafen Bismarck gelungene Täuschung rechtfertigt, ist das von ihm vertretene Recht der Zurückweisung fremder Eingriffe in die deutschen Verhältnisse und der Verwirklichung der grössten politischen und Culturidee seiner Zeit, der Einigung Deutschland's. Die so sprechen wie Jene sind consequenter Weise verpflichtet, dem Diebe, der in ihr Haus dringen will, das Thor zu öffnen und auf seine Frage ihm rasch mitzuthemen, wo ihre Schätze liegen. Hätte Graf Bismarck anders gehandelt, als er es gethan, er hätte den Verdacht auf sich geladen, mit Frankreich verschworen zu sein. Jenes Recht, das er vertritt, sichert ihm den stolzen Ruhm, nicht nur der gewandteste und glücklichste, sondern der grösste Staatsmann neuerer Zeit zu sein.

Von einer diplomatischen Thorheit zur anderen liess Frankreich sich fortreissen, und rüstete gewaltig zur endlichen Entscheidung. Auch Deutschland blieb nicht unthätig. Zuletzt vertraute Graf Bismarck doch auf das gute deutsche Schwert, und die Militärmacht des Bundes wurde vervollständigt, mit fast allen Staaten desselben und mit einigen Südstaaten wurden mehr oder weniger enge militärische Verträge geschlossen. Wie das österreichische Cabinet von 1865 und 1866, so gerieth das französische jetzt in eine immer tollere Ueberstürzung und Kriegswuth, nachdem es die Ueberzeugung gewonnen, dass es getäuscht worden war. So erstaunlich die Verblendung ist, mit der es die bismarck'sche Politik beurtheilte, so fast unglaublich ist die Unkenntniss, der völlige Mangel an Verständniss für die neuere Entwicklung, den Umschwung der Dinge in Deutschland selbst. Während über ganz Deutschland ein Netz von Spionen organisirt wurde, welches die Stimmung des Volks und der kleineren Staaten, die militärischen Mittel des Nordbundes auskundschafteten, hatten die Berichte dieses Corps den Erfolg, dass Frankreich am Ende das gerade Gegentheil von dem glaubte, was in Wahrheit vorhanden war. Mit einem Aufwand ungewöhnlicher Mittel zur Erforschung der wirklichen Lage kam es dahin, beim Ausbruch des Krieges sich in allen Stücken

getäuscht zu sehen. Blind und wie ein schon geschlagener Heerführer stürmte Napoleon wie einst Graf Mensdorf in den Krieg. In völliger Verkennung der gegenseitigen Machtverhältnisse vermaass er sich, die überspanntesten Forderungen von dem alten Prügelnungen Europa's spielend einzutreiben. Mit Gewalt sollten die Fesseln gesprengt werden, die Graf Bismarck allmählig und leise um seine Füsse geschlungen hatte, und die erste, alle Würde und politische Logik verletzende Gelegenheit wurde beim Schopfe gefasst und zum *casus belli* gestempelt. Wie damals Oesterreich, so erklärte auch jetzt Frankreich den Krieg, und das unter einem Vorwande und in einer Weise, die ganz Europa in Staunen und Entrüstung versetzten, Frankreich das ganze Odium dieser That auf die Schulter luden. Wie damals, als die unklug sich steigernden Forderungen der Dänen auf der londoner Conferenz den Uebergang von Alsen zur Folge hatten, und wie später, als der österreichische Waffenlärm allmählig alle politische Rücksicht auf Europa und die eigenen Kräfte übertäubte, so wartete Graf Bismarck auch jetzt kalt und ruhig, bis der Gegner in höchster Leidenschaft zum Schwerte griff. Sofort war auch die altbewährte preussische Klinge aus der Scheide und bevor Frankreich noch den ersten Hieb führen konnte, blutete es aus mehreren Wunden.

Das Vorspiel des Krieges und die durch die Enthüllungen des berliner Cabinets aufgedeckte diplomatische Vorgeschichte desselben lähmte selbst den guten Willen derjenigen Mächte, die einer Allianz mit Frankreich nicht abgeneigt waren. Noch ist hierüber wenig zur allgemeinen Kenntniss gelangt. Russland drückte auf das tollkühne Dänemark und das im Innern zwiespältige Oesterreich, dessen ruheloser, depeschenlustiger Reichskanzler gern eine grössere Rolle wieder einmal zu spielen versucht hätte. In der Hofburg scheint der Grossmachtsschwindel noch immer nicht verbannt zu sein. Der hohe Preis der österreichischen Kaiserkrone und der Stellung, welche er noch im Osten und in der orientalischen Frage einnimmt, scheint den König von Ungarn von dem mehr als zweifelhaften Spiele nicht abzuschrecken, in welches die fortgesetzten Rüstungen ihn hineinziehen können. — England ist schon lange nicht mehr viel daran gelegen, seine europäische Politik und Bedeutung aufrecht zu erhalten, für seine Grossmachtstellung Geld zu opfern. Um so mehr sucht es seine wirthschaftliche, industrielle Präponderanz zu wahren, und wenn seine Haltung im gegenwärtigen Kriege, in ihrer Schwäche und kleinlichem Egoismus an die schlimmsten Zeiten des Ministeriums

Liverpool - Castlereagh erinnernd, einen neuen Alabamastreit zu schaffen droht, so mag nicht zum geringsten Theil die Eifersucht dem zu Gruude liegen. Es muss sich wohl oder übel damit trösten, dass sein alter Gegner Frankreich nun seinen Meister gefunden hat, dass die Welt, nicht Europa der Schauplatz der englischen Thaten ist, dass London — wie der verstorbene Lord Derby im wehmüthigen Tone eines Europamüden einst sagte — die Metropole der Welt sei! Was England durch die Niederwerfung des zu einer Seemacht aufstrebenden Frankreich gewinnen kann, das wird es auf einem anderen Gebiete wieder einbüssen: die Stärke England's liegt in seinen inneren Verhältnissen, in seiner Culturstellung, und diese dürfte in Deutschland bald einen gefährlicheren Rivalen erwachsen sehen, als die politische Rivalität Frankreich's für England war. Die Einigkeit Deutschland's gefährdet ebenso sehr den Einfluss der englischen Politik in Europa, als die Hegemonie seiner wirthschaftlichen Macht.

Spanien, ohne feste Regierung, vom Volk und von den Anlässen des Krieges auf Preussen's Seite gedrängt, hat kein reales Interesse daran, sich zu betheiligen, und würde den letzten Rest von staatlicher Ordnung auf's Spiel setzen. Nur Italien steht einigermaassen unbeeinflusst von neutralen Mächten da. Von einem verbündeten Frankreich hat es wenig zu hoffen, was es nicht auch ohne Kraftanstrengung erhalten könnte; ein Bündniss mit Deutschland würde ihm fast mühelos Rom, Savoyen, Nizza eintragen. Dennoch hat es — wenn die Gerüchte wahr sind — erst kurz vor einem Abgrunde seine Schritte aufgehalten. Die von Paris her beeinflusste Regierung soll trotz des raschen Eingreifens des Gesandten Brassier de St. Simon erst durch die ersten deutschen Siege von der Allianz mit dem romanischen Nachbar zurückgeschreckt worden sein, und auch heute noch weist die Reise des Prinzen Napoleon darauf hin, dass der Plan nicht völlig aufgegeben ist. Die deutschen Schlachten in Frankreich werden sich mit Bleigewicht an diese Verhandlungen hängen, und was diese nicht bewirken, das wird die Revolution thun, die einer solchen Allianz drohend gegenübersteht. Gegen die erstere, weniger für die letztere mögen die Rüstungen betrieben werden, die dem darniederliegenden Militärwesen Italiens wieder aufhelfen sollen.

Die äussere Lage Deutschland's ist trotz der umlaufenden Interventionsgerüchte überaus günstig. Und im Innern, wie anders ist's als ehemals! Wie mit der Kraft eines Naturgesetzes ist die flüssige

Masse, die vormals der Strömung jedes fremden Windhauchs ausgesetzt war, durch die Kriegserklärung Frankreich's plötzlich geronnen und hat sich um Preussen zu einem unüberwindlichen Felsen geeint und gehärtet! Welche Zuversicht, welches Vertrauen zur diplomatischen und militärischen Führung Preussen's!

So unübertrefflich die diplomatische Leitung des berliner Cabinets ist, so gross, so im höchsten und edelsten Sinne unserer Zeit gross ist die militärische Haltung und Führung der nun deutschen Armee. Das Schwerste ist bereits geschehen, und in einer Weise, die mit Zuversicht auf den Ausgang blicken lässt. Weissenburg und Saarbrücken, dann Wörth, endlich Metz — der deutsche Kaiserschnitt! Wahrlich, es sind Wehen, so blutig, so thränenreich, als Europa sie lange nicht sah, aber auch so gewaltig an geistiger und sittlicher Grösse, als die Frucht es ist, die zum Leben geboren ward. — Diese Kriege, die unter preussischer Leitung gekämpft wurden — wir finden nicht ihres Gleichen in der Kriegsgeschichte der neueren Culturvölker! Dreimal haben nun die preussischen Generale ihre Armeen gegen den Feind geführt, und dreimal ist er zerschmettert worden ohne auch nur ein Lorbeerblatt von ihren Häuptern, ein siegreiches Treffen von Bedeutung gewonnen zu haben! Diplomatisch losgelöst von ganz Europa, an den Pranger gestellt durch die bismarck'schen Veröffentlichungen wird nun Frankreich in einem mächtigen Anlauf zu Boden geworfen. Gebrandmarkt in seiner äusseren Politik wird die innere Fäulniss des Kaiserreichs durch das scharfe Schwert Deutschland's vor Aller Augen heute bloß gelegt. Und wie niemand die hilfeschuchende Hand Oesterreich's erfasste, als es hinsank, so wird heute Frankreich vergeblich um Rettung von aussen flehen. Deutschland wird vor Paris den Frieden dictiren, wie Preussen 1864 vor Kopenhagen, wie 1866 vor Wien, und die europäischen Mächte, die Deutschland allein liessen als es überfallen ward, werden es auch allein die Früchte seiner Siege bestimmen lassen müssen. Frankreich verlangte die Grenzen von 1814, das berliner Cabinet wird seine Ansprüche von 1815 wiederholen. Wenn Graf Bismarck die Forderung Preussen's beim 2. Pariser Frieden, Lothringen und Elsass mit Deutschland wieder zu vereinigen, heute erneuern sollte, so dürfte schwerlich ein gleicher Widerspruch wie damals ihm entgegentreten. Und das berliner Cabinet wird diese Forderung zum grossen Theil stellen müssen. Selbst wenn König Wilhelm es nicht wollte, er könnte nicht anders um der Fahne willen die er führt, um Deutschland's willen. Was vor 1866 möglich

war, ist heute unmöglich geworden. Er muss „die That vollbringen, weil er sie gedacht“, weil er die volle Sühne deutscher Schmach auf sich genommen. Elsass wird sicher wieder deutsch werden, denn das Heer, welches, dank dem preussischen Militärsystem, das Volk repräsentirt, wird es sich nicht nehmen lassen. Wie weit darüber hinaus Gr. Bismarck dem nationalen Druck wird Rechnung tragen müssen, wer vermag es zu sagen? Dess sind wir sicher, dass endlich neben dem altbewährten deutschen Soldaten eine ebenbürtige Diplomatie steht, die weiss, dass sie an der Spitze der Nation zu schreiten hat. Intelligenz, sittlicher Ernst, nüchterne Kraft haben das preussische, jetzt das deutsche Volk und Heer an die Spitze Europa's gestellt, und die diplomatischen Verhandlungen des berliner Cabinets sind das Widerspiel zu jenem Treiben des wiener Congresses, von welchem einst der Prinz von Ligne höhnte: „Le congrès danse bien, mais il ne marche pas, pourvu qu'il ne saute.“

So hat die preussisch-deutsche Staatskunst im Laufe von fünf Jahren die drei mächtigen Feinde Deutschland's niedergeworfen: Oesterreich mit seinem deutschen Afterkaiserthum, Frankreich mit den europäischen Gleichgewichtstraditionen und die deutsche Misère des Particularismus und der Kleinstaaterei. 1866 wurde der eine Schritt gethan, 1870 wird das Werk vollenden.

Dieser innere, gehässigste Feind deutscher Grösse, er ist auf den französischen Schlachtfeldern mit geschlagen, und wie heiss heute wieder der Zorn gegen Frankreich in Deutschland entbrannt sei, wie so oft, so ist Frankreich die widerwillige Veranlassung auch zu dieser grössten That für die Wohlfahrt Deutschland's geworden. Wird der innere Feind je wieder sich regen? Napoleon hat bei seinem Eroberungszuge den verhängnissvollen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, das Deutschland von heute für das des Rheinbundes zu halten, er hat nur mit den Erinnerungen des ersten Kaiserreichs, nicht mit denen des neuen Deutschland gerechnet. Möge das neue Deutschland bedenken, dass es seit 1813 nur einen Bismarck besessen und zweimal die Sünde des Rheinbundes gebüsst hat, möge es im Glanz der Siegesfreude nicht die Gefahren des Friedens, die alten Schattenseiten des eigenen Charakters unterschätzen oder gar übersehen, möge es nicht seinerseits, in umgekehrter Weise wie Napoleon, den Fehler begehen, über dem jubelnden Deutschland von 1870 das Deutschland von 1866, von 1849, von 1820 und von 1806 zu vergessen! Grossmuth ist eine schöne Sache, aber sie hat ihren Preis. Die Dalberg's sind todt, mögen die Hassen-

pflug's und Beust's nie wiederkehren! Wenn wir hinblicken auf Deutschland und sehen, wie in so kurzer Spanne Zeit eine so ungeheurer Revolution sich vollzogen hat, so können wir an die Wiederkehr dieser Zeiten und Männer nicht glauben, so schauen wir mit Vertrauen in die Zukunft. Wie wenn in die Köpfe der Particularisten eine neue Denkmethode gesenkt wäre, so anders sind in wenigen Wochen die Anschauungen derselben geworden. Aus diesem Deutschland lässt sich ein einiges und auch ein freies Deutschland bilden, und heute ist der Bildner Bismarck, nicht Metternich. Bismarck steht am Vorabend der Krönung seines grossen Werkes. In kurzem wird zur Wirklichkeit was seither vor den verlangenden Händen von Generationen, vor der Phantasie des Knaben und des Jünglings als ein heiliger Schatten aus der Kaisergruft einherfloh.

„Novus saeculorum nascitur ordo!“

Riga, den 10./22. August 1870.

E. B.

- Karsten, H., zur Geschichte der Botanik. [Berlin, Friedländer & S.] — 45.
 Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Bibliothek. [München, Oldenbourg.]
 4. Bd.: Pfaff, F., das Wasser. 1. 8.
 Berendt, G., ein geologischer Ausflug in die russischen Nachbargouvernements.
 [Königsberg, Koch.] — 54.

V. Geschichte und Hilfswissenschaften.

- v. Ranke's, L., sämmtliche Werke. [Leipzig, Duncker & H.] à Bd. 2. 3.
 16. Bd.: Englische Geschichte im 17. Jahrhundert. 3. Bd. 2. Aufl.
 Pierson, W., aus Russlands Vergangenheit. [Leipzig, Duncker & H.] 1. 35.
 Hopf, C., die Einwand. d. Zigeuner in Europa. Vortr. [Gotha, F. A. Perthes.] — 27.
 Stahl, A., historische Bilder aus der alten Welt. [Wien, Hartleben.] 1. 80.
 Die österreichisch-ungarische Monarchie und die Politik des Grafen Beust. Von
 einem Engländer. Deutsche Ausgabe. [Leipzig, Weber.] 4. 5.
 v. Reumont, A., Geschichte der Stadt Rom. 3. Bd. 2. Abth. [Berlin, v. Decker.]
 7. 56; geb. 8. 55.
 Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 3. Bd. 1. Aufl. [Stutt-
 gart, Cotta.] 4. 23.
 Delord, T., Geschichte des zweiten Kaiserreichs. Aus dem Französ. 1. Bnd.
 [Berlin, Berggold.] 3. 38.
 Müller, W., politische Geschichte der Gegenwart. III. Das Jahr 1869. [Berlin,
 J. Springer.] 1. 2.
 Drayson, J. G., Geschichte der preussischen Politik. 2. Aufl. 2. Thl. Die territoriale
 Zeit. 2. Abth. [Leipzig, Veit & C.] 3. 24.
 Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. 12. Bd. [Hamburg, Hoffmann & C.] 4. 5.
 Hennes, J. H., Fried. Leop. Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig
 von Oldenburg. 2. Abth. [Mainz, Kirchheim.] 1. 22.
 Grote, L., zur Geschichte Hannovers. Actenstücke aus dem J. 1806 etc. 2. Aufl.
 [Hannover, Brandes.] — 34.
 Fischer, P. D., die Anfänge der deutschen Auswanderungen nach Amerika. Vor-
 trag. [Berlin, Henschel.] — 23.
 Ziegler, H., Savonarola. Ein Vorläufer der Reformation. [Eben.] — 36.

VI. Erd- und Völkerkunde. Statistik. Reisen.

- v. Schlotheim, vier Monate in Grusien. [Hermannsburg. — Leipz., Naumann.] — 14.
 Paulus, E., in Ausflug nach Rom. [Stuttgart, Neff.] — 36.
 Hübner, O., statistische Tafel aller Länder der Erde. 19. Aufl. 1870. gr. Fol.
 [Frankfurt a. M., Boselli.] — 23.

VII. Malerei. Musik. Kunstkritik.

- Krüger, musikalische Briefe aus der neuesten Zeit. [Münster, Russell.] — 68.
 v. Biedermann, D., der Roman als Kunstwerk. [Dresden, Schulbuchh.] — 45.
 Müller, Frz., im Foyer. 42 Bühnenbriefe. [München, Merhoff.] 1. 35.

VIII. Unterhaltungsliteratur. Gedichte. Romane.

- Stifter, A., vermischte Schriften. Hrsg. von J. Aprent. 2. Bde. [Pest, Heckenast.] 2. 70.
 Polko, Elise, Haus-Album. Lose Skizzenblätter. [Wien, Hartleben.] 1. 80; geb. 2. 25.
 Erckmann-Chatrian, Madame Therese. [Strassburg, Noiriel.] 1. 35.
 Meyr, Melch., Duell und Ehre. Roman. 2. Ade. [Leipzig, Dürr'sche B.] 3. 4.
 Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde.
 [Berlin, Wiegandt & C.] — 90.
 Jensen, W., Dido. Tragödie. [Berlin, F. Duncker.] 1. 13.

IX. Flugschriften.

- v. Sybel, H., über die Emancipation der Frauen. [Bonn, Cohen.] — 23.
 Menzel, Wolfg., was hat Preussen für Deutschl. geleistet? [Stuttg., Kröner.] 1. 35.
 v. Tiefenhausen, E., die deutschen Ostseeprovinzen Russlands und die russische
 Journalistik. Erwiderung. [Leipzig, Steinacker.] — 23
 Overbeck, J., offener Brief an den Grafen Dimitry Tolstoy, russ. Staatsminister,
 sicherer Ausweg für Mitglieder der röm.-kathol. Kirche. [Halle, Schmidt.] — 68.

Neuigkeiten aus dem Verlage von **Duncker & Humblot** in Leipzig:

**Der
Staatsstreich vom 2. December 1851,**

und
seine Rückwirkung auf Europa.

Preis 1 Rbl. 8 Kop.

Elsass und Lothringen.

Ein Capitel aus der Annexions- und Nationalitäts-Statistik

von

Dr. Adolf Wagner.

Zum Besten der im deutsch-französischen Kriege verwundeten Krieger und der
Hinterbliebenen gefallener Kämpfer.

Preis ~~1 Rbl.~~ 8 Kop.

Beobachtungen auf dem Gebiete der Pädagogik

von

H. Westermann.

Preis 68 Kopeken.

Vorrätig bei **H. Brutzer & Co.**

In unserem Commissionsverlage erschien:

Vademecum

für

Herrn H. Westermann,

dem Verfasser der „Beobachtungen auf dem Gebiete der Pädagogik“.

Von

Dr. Georg Schmid.

Preis 15 Kopeken.

H. Brutzer & Co.
